

Leseprobe aus:

«AMERICAN DIRT ist ein verdammt großartiger Roman über eine starke Frau auf der Flucht mit ihrem wunderbaren Jungen. Einfach phantastisch.»
STEPHEN KING

**JEANINE
CUMMINS**

ro
ro
ro

**AMERICAN
DIRT**

ROMAN

ISBN: 978-3-499-27682-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Jeanine Cummins

American Dirt

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Naumann

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem
Titel «American Dirt» bei Flatiron Books / Macmillan, New
York.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

Mai 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«American Dirt» Copyright © 2020 by Jeanine Cummins

Redaktion Heike Rosbach

Zitarnachweise:

Pablo Neruda, *Das Lied der Verzweiflung* aus: Pablo Neruda,

20 Liebesgedichte und ein Lied der Verzweiflung, Sammlung

Luchterhand 2009, übersetzt von Fritz Vogelsang.

Seite 70 Gabriel García Márquez, *Die Liebe in den Zeiten der
Cholera*, übersetzt von Dagmar Ploetz, Fischer Taschenbuch

2004.

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Frank Schuessler / EyeEm / Getty Images

Satz aus der Dante MT

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

ISBN 978-3-499-27682-8

Kapitel 1

5

Eine der ersten Kugeln kommt durch das offene Fenster über der Toilette, vor der Luca steht. Er begreift zuerst überhaupt nicht, dass es eine Kugel ist, und es ist reines Glück, dass sie ihn nicht zwischen den Augen trifft. Luca hört kaum das leise Geräusch, das sie macht, als sie knapp an ihm vorbeifliegt und in der gefliesten Wand hinter ihm einschlägt. Aber die Salve, die ihr folgt, ist laut, donnernd und hämmernd, es macht *klack-klack-klack* wie die Propellerblätter eines Hubschraubers. Er hört auch Geschrei, aber das hält nur ganz kurz an und wird bald von Schüssen zum Schweigen gebracht. Bevor Luca noch den Reißverschluss seiner Hosen hochziehen, den Klodeckel schließen und hinaufsteigen kann, um hinauszuschauen, bevor er noch die Zeit hat, die Quelle des schrecklichen Lärms zu ergründen, wird die Tür aufgerissen, und Mami ist da.

«*Mijo, ven*», sagt sie so leise, dass Luca sie kaum verstehen kann.

Ihre Hände sind gar nicht sanft; sie schubst ihn zur Dusche. Er stolpert über die kleine geflieste Stufe und fällt auf seine Hände. Mami landet auf ihm. Im Sturz beißt er sich auf die Lippe. Er schmeckt Blut. Ein dunkler Tropfen bildet einen winzigen roten Kreis auf dem hellgrün gefliesten Boden der Dusche. Mami schiebt Luca in die Ecke. Es gibt keine Tür an dieser Dusche, nicht mal einen Vorhang. Sie ist nur eine

Ecke im Badezimmer seiner *abuela*. Eine dritte geflieste Wand grenzt die Dusche vom Rest des Badezimmers ab wie eine Kabine. Diese Wand ist vielleicht eins sechzig hoch und einen Meter breit. Gerade groß genug, um Luca und seine Mutter mit etwas Glück zu verbergen. Lucas Rücken ist eingekellt, seine schmalen Schultern berühren beide Wände. Er hat die Knie ans Kinn gezogen, und Mami hat sich über ihn gelegt wie ein Schildkrötenpanzer. Die Tür des Badezimmers bleibt offen, was Luca Angst macht, obwohl er gar nicht über den Körper seiner Mutter und an der Duschmauer seiner *abuela* vorbeischaun kann. Er würde sich gern unter seiner Mutter hervorwinden und die Tür ganz leicht mit dem Finger anstupsen. Er würde sie gern zustoßen. Er weiß nicht, dass seine Mutter sie absichtlich hat offen stehen lassen. Dass eine geschlossene Tür nur zur Überprüfung einlädt.

Das Klackern der Schüsse draußen hält an. Der Geruch von verkohltem und verbranntem Fleisch dringt herein. Papi grillt da draußen *carne asada* und Lucas Lieblingsessen, Hähnchenschenkel. Er mag sie, wenn sie nur ganz leicht geschwärzt sind. Er mag den knusprigen, würzigen Geschmack der Haut. Seine Mutter hebt kurz den Kopf und schaut ihm in die Augen. Sie versucht, mit den Händen seine Ohren zuzuhalten. Draußen werden die Pausen zwischen den Schüssen länger. Dann hört das Schießen ganz auf, nur um wieder zu beginnen, in kurzen Salven, und Luca hat das Gefühl, als kämen sie gleichzeitig mit seinen unregelmäßigen und seltenen Herzschlägen. Dazwischen hört Luca immer noch das Radio. Eine Frauenstimme verkündet *La Mejor FM Acapulco, 100.1!*, und dann singen Banda MS davon, wie glücklich sie verliebt sind. Jemand schießt auf das Radio, und es ertönt Gelächter. Männerstim-

men. Zwei oder drei, das kann Luca nicht genau sagen. Schwere Schritte auf Abuelas Terrasse.

«Ist er hier?» Eine der Stimmen ist genau unter dem Fenster.

«Hier.»

«Was ist mit dem Kind?»

«*Mira*, hier ist doch ein Junge. Ist er das?»

Lucas Cousin Adrián. Er trägt Stollenschuhe und sein Hernández-Trikot. Adrián kann einen *balón de fútbol* siebenundvierzig Mal mit den Knien kicken, ohne ihn fallen zu lassen.

«Weiß ich auch nicht. Sieht aus, als wäre er im richtigen Alter. Mach mal ein Foto.»

«Hey, Hähnchen!», sagt ein anderer. «Mann, das sieht vielleicht lecker aus. Wollt ihr Hähnchen?»

Lucas Kopf liegt genau unter dem Kinn seiner *mami*, sie hat ihren Körper ganz eng um seinen geschlungen.

«Vergiss das Hähnchen, *pendejo*. Durchsuch lieber das Haus.»

Lucas *mami* bewegt sich in ihrer hockenden Haltung und schiebt ihn noch enger an die geflieste Wand. Sie drückt sich gegen ihn, und sie hören beide das Quietschen und Zuschlagen der Hintertür.

Schritte in der Küche. Hin und wieder das Knattern von Schüssen im Haus. Mami dreht den Kopf und bemerkt Lucas einsamen Blutfleck, der leuchtend rot auf dem Fliesenboden liegt, angestrahlt vom Licht, das durch das Fenster dringt. Luca spürt, wie ihr der Atem in der Brust stockt. Im Haus ist es jetzt ganz still. Der Flur, der auf dieses Badezimmer zuführt, ist mit Teppich ausgelegt. Mami zieht den Ärmel ihrer Bluse über die Hand, und Luca schaut voller Angst zu, wie sie sich zum verräterischen Blutfleck beugt. Sie fährt mit dem Ärmel darüber, sodass nur ein blasser Fleck zurückbleibt. Dann lässt

sie sich wieder über ihn fallen, genau in dem Augenblick, in dem der Mann im Flur den Kolben seines AK-47 dazu benutzt, die Tür bis zum Anschlag aufzustoßen.

8 Es müssen drei sein, denn Luca hört immer noch zwei Stimmen im Garten. Auf der anderen Seite der Duschwand öffnet der dritte Mann seine Hose und entleert seine Blase in Abuelas Toilette. Luca hält den Atem an. Mami hält den Atem an. Sie haben die Augen geschlossen, ihre Körper sind regungslos, selbst den Adrenalinpegel haben sie durch schiere, starre Willenskraft eingefroren. Der Mann hat Schluckauf. Er zieht die Spülung, wäscht sich die Hände. Er trocknet sie an Abuelas gutem gelbem Handtuch ab, das sie nur herausholt, wenn sie Gäste hat.

Sie rühren sich nicht, als der Mann geht. Auch nicht, als sie noch einmal das Quietschen und Zuschlagen der Küchentür hören. Sie bleiben da, erstarrt in ihrem festen Knoten aus Armen und Beinen und Knien und Kinnen und zugekniffenen Augen und verschlungenen Fingern, selbst als sie hören, dass der Mann zu seinen Kumpanen geht und verkündet, dass das Haus sauber ist und er jetzt Hähnchen isst, weil es keine Entschuldigung dafür gibt, gutes Grillfleisch verkommen zu lassen, solange in Afrika die Kinder hungern. Der Mann ist immer noch nah genug am Fenster, dass Luca die feuchten, gummiartigen Schmatzgeräusche hören kann, die sein Mund beim Essen des Hähnchenfleisches macht. Er konzentriert sich auf seinen Atem, ein und aus, geräuschlos. Er sagt sich, dass das hier nur ein böser, ein schrecklicher Traum ist, wenn auch einer, den er schon sehr oft hatte. Er wacht dann immer mit klopfendem Herzen auf und ist vollkommen erleichtert. *Es war nur ein Traum.* Denn das hier sind die modernen Schwarzen Männer von Guerrero. Selbst die Eltern, die vor ihren Kindern

nicht über die Gewalt sprechen, die den Sender wechseln, wenn wieder eine Schießerei gemeldet wird, die ihre schlimmste Angst vor ihnen verbergen, können nicht verhindern, dass ihre Kinder mit anderen Kindern sprechen. Auf den Schaukeln, auf dem *fútbol*-Feld, im Jungenklo in der Schule werden die gruseligen Geschichten immer größer und blähen sich auf. Diese Kinder, reich, arm, aus dem Mittelstand, haben allesamt schon Leichen in den Straßen gesehen. Zufallsmorde. Und sie wissen aus ihren Gesprächen, dass es eine Hierarchie der Gefahr gibt, dass einige Familien in größerer Gefahr schweben als andere. Obwohl Luca also von seinen Eltern nie auch nur den kleinsten Hinweis auf ein mögliches Risiko bekommen hat, obwohl sie ihren Mut vor ihrem Sohn tadellos zur Schau gestellt haben, wusste er – wusste er immer, dass dieser Tag kommen würde. Und diese Wahrheit kann den Schock kein bisschen mildern.

9

Es dauert eine lange, lange Zeit, bis Lucas Mutter endlich den festen Griff an seinem Nacken löst, bis sie sich so weit von ihm wegbeugt, dass er den Winkel des einfallenden Lichts in das Badezimmerfenster erkennen kann. Er hat sich verändert.

Die Momente nach der Angst und vor der Bestätigung, dass sie vorbei ist, sind eine Gnade. Als er es endlich wagt, sich zu regen, spürt Luca kurz dieses taumelnde Hochgefühl angesichts der Tatsache, dass er noch am Leben ist. Einen Moment lang genießt er das Gefühl, wie sein Atem stockend in seine Brust strömt. Er legt die Handflächen flach auf den Boden, um die kühlen Fliesen zu spüren. Mami sackt an der Wand ihm gegenüber zusammen und presst die Kiefer so fest aufeinander, dass man das Grübchen in ihrer linken Wange sehen kann. Es ist merkwürdig, sie mit ihren guten Sonntagsschuhen in der Dusche zu sehen. Luca berührt die Wunde an seiner Lippe.

Das Blut ist getrocknet, aber er fährt mit den Schneidezähnen darüber, und die Wunde öffnet sich wieder. Er begreift: Wenn das hier ein Traum wäre, würde er kein Blut schmecken.

Endlich steht Mami auf. «Bleib hier», befiehlt sie ihm flüsternd. «Rühr dich nicht, bis ich dich holen komme. Mach keinen Mucks, verstehst du?»

10 Luca greift nach ihrer Hand. «Mami, geh nicht.»

«*Mijo*, ich bin gleich wieder da, okay? Du bleibst hier.» Mami löst Lucas Finger von ihrer Hand. «Rühr dich nicht vom Fleck», wiederholt sie. «Guter Junge.»

Luca fällt es leicht, dem Befehl seiner Mutter zu gehorchen, nicht so sehr, weil er so ein folgsames Kind wäre, sondern weil er das nicht sehen will. Seine ganze Familie da draußen, in Abuelas Garten.

Heute ist Samstag, der 7. April, die *quinceañera* seiner Cousine Yénifer, ihre Party zu ihrem 15. Geburtstag. Sie trägt ein langes weißes Kleid. Ihr Vater und ihre Mutter sind gekommen, Tío Alex und Tía Yemi, und Yénifers kleiner Bruder Adrián, der, weil er schon neun ist, gern behauptet, dass er ein Jahr älter sei als Luca, obwohl sie in Wirklichkeit bloß vier Monate auseinander sind.

Bevor Luca aufs Klo musste, hatten Adrián und er mit den anderen *primos* mit dem *balón* herumgebolzt. Die Mütter hatten auf der Terrasse um den Tisch herum gesessen; an ihren eiskalten *Paloma*-Gläsern auf den Servietten hatte sich Kondenswasser gebildet. Das letzte Mal, als sie alle zusammen bei Abuela gewesen waren, war Yénifer zufällig hereingekommen, als Luca gerade auf der Toilette war, und Luca war das so peinlich gewesen, dass er diesmal seine Mami gebeten hatte, mit ihm zu kommen und vor der Tür Wache zu stehen. Abuela gefiel das nicht; sie sagte Mami, dass sie ihn verzärtele, dass

ein Junge in dem Alter allein auf die Toilette gehen solle, aber Luca ist ein Einzelkind, daher kommt er mit Dingen durch, die anderen Kindern nicht erlaubt werden.

Jedenfalls ist Luca jetzt allein im Badezimmer, und er versucht, ihn nicht zu denken, aber der Gedanke drängt sich trotzdem immer wieder in den Vordergrund: Diese ärgerlichen Worte zwischen Mami und Abuela waren vielleicht die letzten, die sie miteinander gewechselt haben, für immer. Luca war ganz zappelig an den Tisch getreten und hatte in Mamis Ohr geflüstert, und Abuela, die das beobachtet hatte, hatte den Kopf geschüttelt, einen tadelnden Finger gehoben und ihre Bemerkungen gemacht. Sie lächelte immer, wenn sie jemanden schalt. Doch Mami war stets auf Lucas Seite. Sie verdrehte die Augen und schob trotzdem ihren Stuhl vom Tisch, ohne auf die Missbilligung ihrer Mutter zu achten. Wann war das gewesen – vor zehn Minuten? Zwei Stunden? Luca fühlt sich völlig losgelöst von den Gesetzen der Zeit, die es schon immer gab.

Draußen vor dem Fenster hört er Mamis vorsichtige Schritte, das leise Knirschen ihrer Sohlen über etwas Zerbrochenes. Ein einzelnes Aufkeuchen, zu flüchtig, als dass man es Schluchzen hätte nennen können. Dann werden ihre Schritte schneller, sie überquert zielstrebig die Terrasse und drückt auf die Tasten ihres Telefons.

Als sie spricht, klingt ihre Stimme irgendwie gedehnt, ganz hoch und eng, als käme sie tief aus der Kehle. So hat Luca sie noch nie gehört.

«Schicken Sie Hilfe.»

Kapitel 2

12

Als Mami wiederkommt und Luca aus der Dusche holt, hat er sich zu einem kleinen Ball zusammengerollt und schaukelt vor und zurück. Sie sagt ihm, er solle aufstehen, aber er schüttelt den Kopf und macht sich nur noch kleiner. Sein ganzer Körper zittert vor panischem Widerwillen. Solange er hier in der Dusche bleibt, das Gesicht in der Ellenbeuge versteckt, solange er Mami nicht ins Gesicht schaut, kann er das Wissen vor sich herschieben, das er längst hat. Er kann den Augenblick irrationaler Hoffnung verlängern, dass vielleicht doch noch ein kleines Stückchen der Welt von gestern intakt ist.

Es wäre besser für ihn, hinauszugehen und sich umzuschauen, die leuchtenden Farbflecken auf Yénifers weißem Kleidchen und Adriáns Augen zu sehen, wie sie in den Himmel starren, Abuelas graues Haar, das ganz stumpf von einem Zeug ist, das gar nicht außerhalb einer Hirnschale existieren dürfte. Es wäre sogar gut für Luca, sich die noch warme Hülle seines Vaters anzusehen, der im Fallen die Grillzange verbogen hat und dessen Blut noch immer in den Terrassenboden aus Beton sickert. Denn nichts davon, so schrecklich es auch sein mag, ist schlimmer als die Bilder, die Lucas lebhaftes Phantasie stattdessen heraufbeschwören wird.

Als sie ihn schließlich dazu bringen kann aufzustehen, schiebt Mami Luca zur Haustür, was vielleicht die beste Idee

ist, vielleicht aber auch nicht. Wenn *los sicarios*, die Killer, zurückkommen, was wäre dann schlimmer – für alle sichtbar auf der Straße zu stehen oder drinnen im Versteck zu hocken, wo man ihre Ankunft nicht bemerkt? Die Frage ist unmöglich zu beantworten. Nichts ist jetzt besser oder schlimmer als irgendetwas anderes.

Sie gehen durch Abuelas gepflegten Vorgarten, und Mami öffnet das Tor. Zusammen setzen sie sich auf den gelb angestrichenen Bordstein, die Füße auf der Straße. Die andere Straßenseite liegt im Schatten, aber hier ist es hell, und die Sonne brennt heiß auf Lucas Stirn. Nach ein paar langen Minuten hören sie, wie sich Polizeisirenen nähern. Mami, die auch Lydia heißt, klappern die Zähne. Ihr ist nicht kalt. Unter ihren Achseln ist es nass, und sie hat Gänsehaut auf den Armen. Luca beugt sich vor und übergibt sich. Er spuckt einen Batzen Kartoffelsalat aus, der vom Fruchtpunsch rosa gefärbt ist und auf den Asphalt zwischen seinen Füßen platscht, aber seine Mutter und er rücken nicht davon weg. Sie scheinen es nicht einmal zu bemerken. Sie bemerken auch nicht die hastigen Bewegungen der Vorhänge und Jalousien an den Fenstern in der Nähe. Die Nachbarn bereiten sich darauf vor, später glaubhaft abstreiten zu können, irgendetwas gesehen zu haben.

Was Luca aber bemerkt, sind die Mauern in Abuelas Straße. Er hat sie schon unzählige Male gesehen; doch heute fällt ihm etwas auf: Jedes Haus hier hat einen kleinen Vorgarten, genau wie Abuelas, versteckt hinter einer Mauer, genau wie Abuelas, auf der Stacheldraht oder Hühnerdraht oder Metallstacheln befestigt sind, genau wie auf Abuelas, und zugänglich nur durch ein verschlossenes Tor, genau wie Abuelas. Acapulco ist eine gefährliche Stadt und wird jeden Tag gefährlicher. Die Leute treffen Vorsichtsmaßnahmen, selbst in guten Gegenden

wie dieser hier – ganz besonders in guten Gegenden wie dieser hier. Doch was nützen diese Vorsichtsmaßnahmen, wenn die Männer kommen? Luca lehnt den Kopf gegen die Schulter seiner Mutter, und sie legt den Arm um ihn. Sie fragt nicht, ob es ihm gutgeht, denn von jetzt an wird diese Frage schmerzhaft absurd klingen.

14 Lydia bemüht sich sehr, nicht über all die Worte nachzudenken, die jetzt nie mehr aus ihrem Mund kommen werden, die plötzliche Riesenlücke aus Worten, die sie nie mehr wird aussprechen können.

Die Polizei trifft ein und spannt gelbes *escena del crimen*-Absperrband über die Straße, um den Verkehr auszusperren und Platz zu machen für die makabre Kolonne von Notfallfahrzeugen. Ganz viele Polizisten, eine ganze Armee von Polizisten gehen mit choreographiertem Respekt herum und an Luca und Lydia vorbei. Als der ranghöchste Detective kommt und seine Fragen zu stellen beginnt, zögert Lydia einen Moment lang und überlegt, wohin sie Luca schicken könnte. Er ist noch zu klein, um alles mit anzuhören, was sie sagen muss. Sie sollte ihn in die Obhut von jemand anderem geben, damit sie ganz offen auf diese schrecklichen Fragen antworten kann. Sie sollte ihn zu seinem Vater schicken. Zu ihrer Mutter. Zu ihrer Schwester Yemi. Aber die liegen alle tot im Garten, ganz eng beieinander wie umgekippte Dominosteine. Und es ist sowieso bedeutungslos. Die Polizisten sind nicht gekommen, um zu helfen. Lydia beginnt zu schluchzen. Luca steht auf und legt seine kalte Hand in den Nacken seiner Mutter.

«Lassen Sie sie für einen Moment in Ruhe», sagt er wie ein erwachsener Mann.

Als der Detective zurückkehrt, hat er eine Frau dabei, die Rechtsmedizinerin, die Luca direkt anspricht. Sie legt die Hand

auf seine Schulter und fragt, ob er sich mit ihr in ihren Transporter setzen will. Auf dem Truck steht SEMEFEO, und die hinteren Türen stehen offen. Mami nickt ihm zu, also geht Luca mit der Frau und setzt sich hinein. Die Beine lässt er über die hintere Stoßstange baumeln. Sie bietet ihm eine eiskalte Dose als *refresco* an.

15

Lydias Hirn, das durch den Schock kurzzeitig gelähmt war, fängt wieder an zu arbeiten, aber nur sehr langsam, als bestünde es aus Matsch. Sie sitzt immer noch auf der Bordsteinkante, und der Detective steht zwischen ihr und ihrem Sohn.

«Haben Sie den Schützen gesehen?», fragt er.

«Die Schützen, Plural. Ich glaube, es waren drei.» Sie wäre froh, wenn der Detective einen Schritt zur Seite treten würde, damit sie freie Sicht auf Luca hat. Er ist nur ein paar Schritte von ihr entfernt.

«Sie haben sie gesehen?»

«Nein, nur gehört. Wir haben uns in der Dusche versteckt. Einer ist reingekommen und hat gepinkelt, als wir da drin waren. Vielleicht können Sie Fingerabdrücke vom Wasserhahn nehmen. Draußen haben wir mindestens noch zwei weitere Stimmen gehört.» Lydia klatscht laut in die Hände, als wollte sie die Erinnerung verjagen.

«Haben Sie irgendetwas gesagt oder getan, das uns helfen kann, sie zu identifizieren?»

Sie schüttelt den Kopf. «Einer hat das Hühnerfleisch gegessen.»

Der Detective schreibt *pollo* in sein Notizbuch.

«Einer hat gefragt, ob *er* da wäre.»

«Ein spezifisches Ziel? Hat er gesagt, wer *er* ist? Einen Namen?»

«Das mussten sie nicht. Sie meinten meinen Mann.»

Der Detective hört auf zu schreiben und schaut sie erwartungsvoll an. «Und Ihr Mann ist ...?»

«Sebastián Pérez Delgado.»

«Der Reporter?»

Lydia nickt, und der Detective pfeift durch die Zähne.

«Ist er hier?»

Sie nickt erneut. «Auf der Veranda. Der mit der Grillzange. Mit dem Pappschild.»

«Es tut mir leid, *Señora*. Ihr Mann hat viele Drohungen erhalten, ja?»

«Ja, aber in letzter Zeit nicht mehr.»

«Und wie genau lauteten diese Drohungen?»

«Sie wollten, dass er aufhört, über die Kartelle zu schreiben.»

«Oder?»

«Oder sie würden seine ganze Familie töten.» Ihre Stimme klingt ganz ausdruckslos.

Der Detective atmet tief durch und sieht Lydia mit einem Blick an, den man für mitfühlend halten könnte. «Wann wurde er zum letzten Mal bedroht?»

Lydia schüttelt den Kopf. «Ich weiß es nicht. Vor langer Zeit. Das hier hätte gar nicht passieren dürfen. Es hätte nicht passieren dürfen.»

Der Detective presst die Lippen aufeinander, sodass sie eine schmale Linie bilden, und antwortet nicht.

«Er wird mich auch umbringen», sagt sie und begreift erst, als sie die Worte ausgesprochen hat, dass sie vermutlich wahr sind.

Der Detective unternimmt keinen Versuch, ihr zu widersprechen. Er steht zufällig nicht auf der Gehaltsliste des Kartells,

doch viele seiner Kollegen tun es. Er weiß nicht genau wer, aber das ist auch egal. Er vertraut sowieso niemandem.

Unter den mehr als zwei Dutzend Polizisten, Sanitätern und Ärzten, die in diesem Moment in Abuelas Haus und auf ihrer Terrasse sind und die Stellen markieren, wo sie Patronenhülsen finden, die Blutspritzer analysieren, Fotos machen, den Puls prüfen und Kreuze über die Leichen aus Lydias Familie schlagen, erhalten tatsächlich sechs regelmäßig Geld vom hiesigen Kartell. Die Summe, die man ihnen illegal gibt, ist drei Mal so hoch wie die, die ihnen die Regierung bezahlt. Tatsächlich hat einer von ihnen bereits *el jefe* eine Textnachricht geschickt, um dem Boss zu melden, dass Lydia und Luca überlebt haben. Die anderen tun nichts, denn genau dafür bezahlt sie das Kartell – dafür, Uniform zu tragen und so zu tun, als hätte die Regierung alles im Griff. Einige von ihnen leiden deswegen unter moralischen Konflikten; andere nicht. Sie haben ohnehin keine Wahl, also sind ihre Gefühle bedeutungslos. Die Zahl der ungelösten Gewaltverbrechen liegt in Mexiko weit über neunzig Prozent. Die kostümierten Auftritte der *policía* sollen nur die notwendige Illusion aufrechterhalten, das Kartell könnte nicht faktisch straffrei machen, was es wollte.

Lydia weiß das. Alle wissen das. Sie beschließt, dass sie hier rausmuss. Sie steht von der Bordsteinkante auf und ist selbst überrascht, dass ihre Beine sie tragen. Der Detective macht einen Schritt zurück, um ihr ein wenig Platz zu lassen.

«Wenn er begreift, dass ich überlebt habe, kommen sie zurück», sagt sie. Und dann kehrt die Erinnerung mit einem Schlag wieder: Eine der Stimmen im Garten, wie sie fragt *Was ist mit dem Kind?*, und Lydias Glieder fühlen sich an wie aus Gummi. «Er wird meinen Sohn umbringen lassen.»

«Er?», fragt der Detective. «Sie wissen genau, wer das getan hat?»

18 «Soll das ein Witz sein?», fragt sie zurück. Es gibt nur einen möglichen Verursacher von Blutbädern dieses Ausmaßes in Acapulco, und jeder weiß, wer dieser Mann ist. Javier Crespo Fuentes. Ihr Freund. Warum sollte sie seinen Namen laut aussprechen? Die Frage des Detective ist entweder Theater oder ein Test. Er schreibt noch mehr Wörter in sein Notizbuch. Er schreibt: *La Lechuza*? Er schreibt: *Los Jardineros*? Und dann zeigt er Lydia das Notizbuch. «Ich kann das jetzt nicht», sagt sie und schiebt sich an ihm vorbei.

«Bitte, nur noch ein paar Fragen.»

«Nein. Keine Fragen mehr. Null Fragen mehr.»

Sechzehn Leichen liegen im Garten, beinahe alle Menschen, die Lydia jemals geliebt hat, aber sie hat immer noch das Gefühl, am Abgrund zu dieser Information zu stehen – sie weiß, dass sie wahr ist, weil sie gehört hat, wie sie starben, sie hat ihre Leichen gesehen. Sie hat die noch warme Hand ihrer Mutter berührt und die Hand ihres Mannes angehoben, um den nicht mehr vorhandenen Puls zu fühlen. Aber ihr Verstand versucht immer noch, alles zurückzuspulen, es rückgängig zu machen. Weil es nicht sein kann. Es ist zu grauenvoll, um wirklich wahr zu sein. Die Panik schwebt bedrohlich über ihr, senkt sich aber nicht auf sie herab.

«Komm, Luca.» Sie streckt ihre Hand aus, und Luca lässt sich vom Transporter der Rechtsmedizinerin gleiten. Er lässt die fast volle Dose *refresco* auf der Stoßstange stehen.

Lydia nimmt ihn bei der Hand, und zusammen gehen sie die Straße hinunter bis zum Ende des Blocks, wo Sebastián ihr Auto abgestellt hat. Der Detective folgt ihnen und versucht immer noch, mit ihr zu sprechen. Er will einfach nicht akzep-

tieren, dass sie das Gespräch beendet hat. Hat sie sich nicht deutlich genug ausgedrückt? Sie bleibt so abrupt stehen, dass er beinahe in sie hineinrennt. Er muss sich auf die Zehenspitzen stellen, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Sie dreht sich auf dem Absatz um.

«Ich brauche seine Schlüssel», sagt sie.

«Schlüssel?»

«Die Autoschlüssel meines Mannes.»

Der Detective redet weiter. Lydia drängt sich an ihm vorbei und zieht Luca hinter sich her. Sie geht zurück durch das Tor in Abuelas Vorgarten und sagt Luca, er solle dort stehen bleiben und warten. Dann überlegt sie es sich anders und geht mit ihm ins Haus. Sie setzt ihn auf Abuelas goldfarbene Samtcouch und schärft ihm ein, sich nicht vom Fleck zu rühren.

«Können Sie bitte bei ihm bleiben?»

Der Detective nickt.

Lydia hält kurz an der Hintertür inne, strafft dann die Schultern, um sie aufzustoßen und hinauszutreten. Über dem schattigen Garten liegt der süße Duft von Limetten und papziger verkohlter Soße, und Lydia weiß, dass sie nie wieder Grillfleisch essen wird. Einige ihrer Familienmitglieder sind jetzt mit Planen abgedeckt. Im Garten sind überall kleine leuchtend gelbe Schildchen aufgestellt, auf denen schwarze Buchstaben und Ziffern stehen. Die Schildchen markieren die Stellen, an denen Beweismittel entdeckt wurden, die niemals in einem Prozess Verwendung finden werden. Die Schildchen machen alles nur noch schlimmer. Dass sie da sind, bedeutet, dass es wahr ist. Lydia spürt ihre Lunge – ihr Atem fühlt sich wund und hart an, so hat er sich noch nie angefühlt. Sie tritt zu Sebastián, der sich nicht rührt. Sein Arm steht immer noch in einem merkwürdigen Winkel von ihm ab. Die Grillzange

schaut unter seiner Hüfte hervor. So, wie er da liegt, erinnert seine Haltung daran, wie er war, wenn er besonders lebhaft und aufgeregter war, wenn er mit Luca nach dem Abendessen im Wohnzimmer raupte. Sie quieken. Sie brüllen. Sie krachen gegen die Möbel. Lydia lässt unterdessen Wasser in den Abfluss in der Küche laufen und verdreht die Augen. Aber jetzt ist die ganze Hitzigkeit vergangen. Unter Sebastiáns Haut tickt die Stille. Sie will mit ihm sprechen, bevor alle Farbe aus ihm gewichen ist. Sie will ihm erzählen, was passiert ist, hastig, verzweifelt. Ein irrer Teil ihres Selbst glaubt daran, dass sie ihn davon überzeugen kann, doch nicht tot zu sein, wenn sie die Geschichte nur gut genug erzählt. Sie kann ihn davon überzeugen, wie sehr sie ihn braucht, wie sehr ihr gemeinsamer Sohn ihn braucht. Eine Art gelähmter Irrsinn steckt in ihrer Kehle.

Jemand hat das Pappschild entfernt, das die Schützen mit einem Stein beschwert auf seine Brust gelegt hatten. Auf dem Schild, das mit grünem Textmarker beschrieben war, stand: *Toda mi familia está muerta por mi culpa.* (Meine ganze Familie ist tot, und es ist meine Schuld.)

Lydia hockt sich zu Füßen ihres Mannes hin. Aber sie will nicht fühlen, wie seine blasse Haut immer kälter wird. Stattdessen greift sie nach seiner Schuhspitze und schließt die Augen. Er ist äußerlich fast unversehrt, und dafür ist sie dankbar. Sie weiß, dass sie das Pappschild auch mit der Klinge einer Machete an seiner Brust hätten befestigen können. Sie weiß, dass die relative Sauberkeit seines Todes eine Art kranke Freundlichkeit ist. Sie hat schon andere Tatorte gesehen, albraumartige Dinge – Leichen, die keine vollständigen Körper mehr waren, sondern nur Leichenteile, *mutilados*. Wenn das Kartell mordet, tut es das, um Exempel zu statuieren, um

andere mit einer übertriebenen und grotesken Demonstration zu warnen. Eines Morgens bei der Arbeit, als sie ihren Laden gerade öffnen wollte, sah Lydia einen Jungen, den sie kannte. Er kniete, um das Gitter vor dem Schuhladen seines Vaters zu öffnen, weil er den Schlüssel an einem Schnürsenkel um den Hals trug. Er war sechzehn Jahre alt. Als das Auto heranfuhr, konnte das Kind nicht wegrennen, weil der Schlüssel sich im Schloss verhakt hatte; er hing mit dem Hals in seiner Schnürsenkelschlinge fest. Also hoben die *sicarios* das Gitter an und hängten das Kind an dem Schnürsenkel auf. Dann schlugen sie auf ihn ein, bis er nur noch zucken konnte. Lydia war hineingerannt und hatte die Tür hinter sich verriegelt, daher konnte sie nicht sehen, wie sie ihm die Hose herunterzogen und ihn dekorierten, aber davon hörte sie später. Sie alle hörten davon. Und jeder Ladenbesitzer in der Nachbarschaft wusste, dass der Vater des Kindes nicht die *mordidas* an das Kartell hatte bezahlen wollen.

21

Also, ja, Lydia ist dankbar, dass sechzehn ihrer Lieben durch schnelle, saubere Gewehrsalven getötet wurden. Die Polizisten im Garten wenden den Blick von ihr ab, und dafür ist sie genauso dankbar. Der Tatortfotograf legt die Kamera auf den Tisch neben das Glas, an dessen Rand immer noch Spuren von Lydias trüffelrotem Lippenstift zu erkennen sind. Die Eiswürfel sind geschmolzen, ein kleines Pfützchen aus Kondenswasser hat sich um das Glas herum gesammelt. Diese Tatsache kommt Lydia unglaublich vor - dass ihr Leben in kürzerer Zeit vollkommen zerstört wurde, als ein Pfützchen Kondenswasser braucht, um zu verdunsten.

Sie ist sich der respektvollen Stille bewusst, die jetzt auf der Terrasse herrscht. Sie beugt sich zu Sebastián hinunter, ohne aufzustehen. Sie krabbelt auf allen vieren neben ihm

ein Stückchen nach oben, dann hält sie inne, starrt seine ausgestreckte Hand an, betrachtet die Falten und Kerben seiner Knöchel, die perfekten Halbmonde auf seinen Nägeln. Die Finger rühren sich nicht. Der Ehering. Sebastiáns Augen sind geschlossen, und absurderweise fragt sich Lydia, ob er sie wohl absichtlich geschlossen hat, für sie, als letzten Akt der Zärtlichkeit, damit sie die Leere in seinem Blick nicht sehen muss. Sie legt die Hand auf ihren Mund, weil sie das Gefühl hat, dass ihr Innerstes sonst herausfallen könnte. Sie drängt das Gefühl wieder zurück, legt ihre Finger in die regungslose Hand und lehnt sich sanft über seine Brust. Er ist bereits kalt. Er ist kalt. Sebastián ist tot, und was geblieben ist, ist nur seine geliebte, vertraute Gestalt, die nicht mehr atmet.

Sie fährt mit den Fingern über seinen Kiefer, sein Kinn. Sie presst die Lippen zusammen und legt die Handfläche auf seine kühle Stirn. Als sie ihn zum allerersten Mal sah, saß er über einen Spiralblock gebeugt in einer Bibliothek in Mexico City, mit einem Stift in der Hand. Die Neigung seiner Schultern, die vollen Lippen. Er trug ein lilafarbenes T-Shirt mit der Aufschrift irgendeiner Band darauf, die sie nicht kannte. Sie versteht jetzt, dass es nicht sein Körper, sondern die Art war, wie er ihn belebte, die sie so begeistert hatte. Die unebenen Steinplatten graben sich in ihre Knie, und sie überschüttet ihn mit Gebeten. Ihre Tränen kommen schubweise. Die verbogene Grillzange liegt in einer Pfütze geronnenen Blutes, und am flachen Teil klebt noch ein wenig rohes Fleisch. Lydia kämpft gegen die aufsteigende Übelkeit an, lässt ihre Hand in die Hosentasche ihres Mannes gleiten, um die Autoschlüssel herauszuholen. Wie oft in ihrem gemeinsamen Leben hat sie

schon in seine Tasche gegriffen? *Nicht denken, nicht denken, nicht denken.*

Ihm den Ehering abzuziehen ist schwierig. Die lockere Haut seiner Knöchel schiebt sich unter dem Ring zusammen, also muss sie ihn drehen. Sie muss den Finger mit einer Hand gerade halten und mit der anderen am Ring drehen, und endlich hat sie seinen Ehering in der Hand, denselben, den sie ihm vor mehr als zehn Jahren in der Catedral de Nuestra Señora de la Soledad an den Finger gesteckt hat. Sie schiebt sich den Ring auf den Daumen, legt beide Hände auf Sebastián's Brust und stemmt sich so hoch. Sie taumelt beinahe von ihm fort. Sie wartet, dass sie jemand wegen der Schlüssel anspricht. Wünscht sich beinahe, dass jemand sagt, sie könne sie nicht nehmen, dass sie keine Beweismittel manipulieren dürfe oder so einen Bockmist. Wie befriedigend das wäre, zumindest für den Augenblick, an jemandem die Wut auslassen zu können.

23

Aber keiner wagt es.

Lydia steht mit gesenkten Schultern da. Ihre Mutter. Sie tritt zu Abuela, deren Leiche eine von denen ist, über die man eine schwarze Plastikplane gelegt hat. Ein Polizist kommt zu ihr, um sie aufzuhalten.

«*Señora*, bitte», sagt er schlicht.

Lydia sieht ihn mit wildem Blick an. «Ich brauche einen Moment, um mich von meiner Mutter zu verabschieden.»

Er schüttelt den Kopf, nur einmal, es ist eine kaum wahrnehmbare Bewegung. Seine Stimme ist leise. «Ich versichere Ihnen», sagt er, «dass das nicht Ihre Mutter ist.»

Lydia blinzelt, sie rührt sich nicht. Sie hält die Autoschlüssel ihres Mannes fest in der Hand. Er hat recht. Sie könnte noch länger in dieser Landschaft des Gemetzels bleiben, aber

warum? Sie sind alle tot. So will sie sich nicht an sie erinnern. Sie wendet sich von den sechzehn auf dem Boden liegenden Gestalten im Garten ab und geht mit einem Quietschen und einem Knallen durch die Küchentür. Draußen nehmen die Beamten ihre Tätigkeiten wieder auf.

24

Lydia öffnet den Schrank im Schlafzimmer ihrer Mutter und holt Abuelas einziges Gepäckstück heraus: eine kleine rote Reisetasche. Lydia öffnet den Reißverschluss und sieht, dass sie vollgestopft ist mit kleineren Taschen. Eine Taschentasche. Lydia wirft sie alle aufs Bett. Dann öffnet sie den Nachttisch ihrer Mutter und holt ihren Rosenkranz und ein kleines Gebetbuch heraus. Sie legt beides in die große Tasche, zusammen mit Sebastián's Schlüsseln. Dann beugt sie sich hinunter und schiebt den Arm unter die Matratze ihrer Mutter. Sie fährt darunter entlang, bis ihre Fingerspitzen Papier berühren. Sie holt das Bündel heraus: fast fünfzehntausend Pesos. Sie legt sie in die Tasche. Sie wirft die ganzen Taschen zurück in den Schrank ihrer Mutter, geht mit der Umhängetasche ins Badezimmer, öffnet den Medizinschrank und nimmt, was sie zu fassen bekommt – eine Haarbürste, eine Zahnbürste, Feuchtigkeitscreme, eine Tube Lippenbalsam, eine Pinzette. Alles kommt in die Tasche. Sie tut das alles mechanisch, ohne darüber nachzudenken, welche Gegenstände nützlich oder überflüssig sind. Sie tut es, weil sie nicht weiß, was sie sonst tun soll. Lydia und ihre Mutter haben dieselbe Schuhgröße, was jetzt ein kleiner Segen ist. Lydia nimmt das einzige Paar bequeme Schuhe aus dem Schrank ihrer Mutter – ein Paar gesteppte Goldlamé-Slipper, die Abuela immer im Garten trug. In der Küche fährt sie mit ihrer Razzia fort: eine Packung Kekse, eine Dose Erdnüsse, zwei Tüten Chips, alles heimlich in die Tasche gestopft. Die Handtasche ihrer Mutter hängt

an einem Haken hinter der Küchentür neben zwei weiteren Haken, an denen sich Abuelas Schürze und ihr petrolfarbener Lieblingspulli befinden. Lydia nimmt die Tasche und schaut hinein. Es kommt ihr vor, als öffnete sie den Mund ihrer Mutter. Alles darin ist viel zu persönlich. Lydia nimmt die ganze Tasche, stopft das weiche braune Leder zusammengelegt in die Seitentasche der Reisetasche und zieht den Reißverschluss zu.

25

Der Detective sitzt neben Luca auf der Couch, als Lydia wiederkommt, aber er stellt ihr keine Fragen. Sein Notizbuch und der Stift liegen auf dem Couchtisch.

«Wir müssen gehen», sagt sie.

Luca steht sofort auf.

Der Detective steht ebenfalls auf. «Ich muss Sie wirklich davor warnen, zum gegenwärtigen Zeitpunkt nach Hause zurückzukehren, *Señora*», sagt er. «Das ist womöglich nicht sicher. Wenn Sie hier warten, kann einer unserer Männer Sie vielleicht fahren. Wir könnten einen sicheren Ort für Sie und Ihren Sohn finden.»

Lydia lächelt, und kurz wundert sie sich, dass ihr Gesicht noch dazu in der Lage ist. Ein kleines Auflachen. «Ich glaube, wir haben ohne Ihre Hilfe bessere Chancen.»

Der Detective runzelt die Stirn, nickt aber. «Kennen Sie einen sicheren Ort?»

«Bitte belasten Sie sich doch nicht mit der Sorge um unser Wohlergehen», versetzt sie. «Dienen Sie der Gerechtigkeit. Machen Sie sich darum Gedanken.» Sie weiß, dass die Worte wie winzige Dartpfeile ihren Mund verlassen, ebenso fruchtlos wie zornig. Sie gibt sich keine Mühe, sich zurückzuhalten.

Der Detective steht mit den Händen in den Taschen da und schaut finster zu Boden. «Ihr Verlust tut mir so leid. Wirklich.

Ich weiß, wie es aussehen muss, weil die Morde alle nicht aufgeklärt werden, aber es macht mir trotzdem etwas aus. Es gibt noch Menschen, die sich Sorgen machen, die immer noch entsetzt über all diese Gewalt sind. Bitte seien Sie versichert, dass ich alles versuchen werde.» Er begreift ebenfalls die Sinnlosigkeit seiner Worte, aber er fühlt sich trotzdem bemüßigt, sie auszusprechen. Dann greift er in seine Brusttasche und zieht eine Visitenkarte mit seinem Namen und einer Telefonnummer hervor. «Wir brauchen eine offizielle Aussage, sobald Sie sich dazu in der Lage fühlen. Nehmen Sie sich ein paar Tage Zeit, wenn Sie wollen.»

Er streckt ihr die Karte entgegen, aber Lydia rührt sich nicht, daher greift Luca danach. Er hat sich dicht neben seine Mutter gestellt und einen Arm durch den Gurt der roten Umhängetasche gesteckt.

Diesmal folgt der Detective ihnen nicht. Ihre Schatten bewegen sich wie ein klobiges Tier den Bürgersteig entlang. Unter dem Scheibenwischer ihres Autos, einem orangefarbenen VW Käfer, den man sofort überall wiedererkennt, steckt ein winziger Zettel, so klein, dass er nicht einmal in der heißen Brise flattert, die durch die Straße weht.

«*Carajo*», entfährt es Lydia. Sie schiebt Luca automatisch hinter sich.

«Was ist, Mami?»

«Bleib hier. Nein, stell dich lieber da drüben hin.» Sie zeigt in die Richtung, aus der sie gekommen sind, und diesmal wehrt Luca sich nicht. Er tritt die Straße wieder hinunter, ein Dutzend Schritte oder mehr. Lydia lässt die Reisetasche vor ihre Füße auf den Bürgersteig fallen, tritt einen Schritt vom Auto weg, schaut sich nach beiden Seiten um. Ihr Herz schlägt ganz langsam; es fühlt sich in ihrer Brust an wie Blei.

Die Parkerlaubnis ihres Mannes klebt an der Windschutzscheibe. Ein paar Rostflecken sind auf der Stoßstange verteilt. Sie tritt auf die Straße, beugt sich vor, um den Zettel zu lesen, ohne ihn berühren zu müssen. Der Wagen eines Nachrichtensenders parkt direkt am gelben Absperrband am anderen Ende des Blocks, aber der Reporter und der Kameramann sind mit ihren Vorbereitungen beschäftigt und haben sie noch nicht bemerkt. Sie dreht ihnen den Rücken zu und zieht den Zettel unter dem Scheibenwischer hervor. Ein Wort, geschrieben mit grünem Textmarker: *Buh!* Der hastige Atemzug, den sie tut, fühlt sich an wie ein Stich durchs Innerste ihres Körpers. Sie schaut zu Luca hinüber, zerknüllt den Zettel in ihrer Faust und stopft ihn in ihre Tasche.

27

Sie müssen verschwinden. Sie müssen fort von Acapulco, so weit fort, dass Javier Crespo Fuentes sie niemals finden kann. Sie können nicht mit diesem Auto fahren.

Kapitel 3

28

Lydia geht zweimal um den Käfer herum, späht durch die Fenster, inspiziert die Reifen, den Tank, was sie vom Fahrgestell sehen kann, indem sie sich neben das Auto kniet, ohne etwas zu berühren. Nichts wirkt anders, als sie es hinterlassen haben. Sie tritt einen Schritt vom Auto zurück und verschränkt die Arme vor der Brust. Sie wagt es nicht, damit zu fahren, doch sie muss es trotzdem öffnen, um ein paar Habseligkeiten herauszuholen. Es fühlt sich dringend an, aber ihr Verstand schafft es einfach nicht, über die unmittelbare Gegenwart hinauszudenken, also kommt sie nicht weiter als bis zum Wort *Andenken*.

Sie späht durch das Fenster und sieht Sebastián's Rucksack auf dem Boden des Beifahrersitzes, ihre eigene Sonnenbrille, die auf dem Armaturenbrett schimmert, Lucas gelb-blaues Sweatshirt, das zusammengeknüllt auf dem Rücksitz liegt. Es ist zu gefährlich, jetzt nach Hause zu gehen, dorthin, wo sie gemeinsam wohnen. Sie muss schnell sein und Luca hier rausbringen. Kurz denkt Lydia darüber nach, ob es vielleicht gnädiger wäre, Luca mitzunehmen, sollte eine Bombe im Auto sein, ihn herzurufen, bevor sie die Tür öffnet, aber ihr Mutterinstinkt lehnt diese makabre Überlegung ab.

Also nähert sie sich dem Auto mit dem Schlüssel in der zitternden Hand. Sie benutzt die andere Hand, um sie ruhig zu halten. Sie schaut zu Luca hinüber, der die Daumen reckt. *Da*

ist keine Bombe drin, sagt sie sich. *Eine Bombe wäre wirklich übertrieben nach all den Schüssen*. Sie steckt den Schlüssel ins Schloss. Ein tiefer Atemzug. Zwei. Sie dreht den Schlüssel. *Klack*. Das dumpfe Geräusch des sich öffnenden Schlosses macht sie beinahe fertig. Doch dann herrscht Stille. Kein Ticken, kein Piepen, kein Schwall tödlicher Luft. Sie schließt die Augen, dreht sich um und reckt ebenfalls die Daumen in Lucas Richtung. Sie öffnet die quietschende Tür und beginnt, im Auto herumzuwühlen. Was braucht sie? Sie hält inne und richtet sich zwischen dem Auto und der geöffneten Tür auf. *Das kann nicht wahr sein*, sagt sie. Sie hat das Gefühl, dass ihr Bewusstsein gedehnt und ganz verzogen ist. Lydia erinnert sich daran, wie ihre Mutter wochenlang immer nur im Kreis herumgewandert ist, als ihr *papi* starb, vom Ausguss zum Kühlschranks, vom Ausguss zum Kühlschranks. Sie stand minutenlang mit der Hand am Wasserhahn da und vergaß, ihn aufzudrehen. Lydia kann sich dieses kraftlose Durchhängen nicht leisten; es droht Gefahr. Sie müssen weiter.

Sebastiáns Rucksack liegt im Auto. Sie muss ihn herausnehmen. Sie muss die Aufgaben erledigen, die direkt vor ihr liegen. Später wird Zeit sein darüber nachzudenken, wie das hier passieren konnte, warum es passiert ist. Sie öffnet den Rucksack ihres Mannes, holt eine undichte Thermoskanne heraus, seine Brille, die Schlüssel zu seinem Büro, seine Kopfhörer, drei kleine Notizbücher und eine Handvoll billiger Stifte, ein Diktiergerät und seinen Presseausweis, und legt alles auf den Beifahrersitz. Das Samsung-Galaxy-Tablet ihres Mannes und das Ladegerät dazu behält sie, aber sie schaltet es vollständig aus, bevor sie es in den jetzt leeren Rucksack schiebt. Sie weiß nicht genau, wie das GPS in diesen Geräten funktioniert, und sie will nicht gefunden werden. Sie nimmt ihre Sonnenbrille

vom Armaturenbrett und setzt sie auf, wobei sie sich beinahe mit dem Bügel ins Auge sticht. Dann schiebt sie den Sitz nach vorn, um nachzusehen, was im hinteren Fußraum liegt. Sie findet dort Lucas Sonntagsschuhe. Er hat sie liegenlassen, als er sich die Sneakers angezogen hat, um mit Adrián *fútbol* zu spielen. *Oh mein Gott, Adrián*, denkt Lydia, und der Spalt in ihrer Brust öffnet sich noch weiter, als hätte ihr jemand eine Axt ins Brustbein geschlagen. Sie kneift einen Augenblick lang die Augen zu und zwingt sich, ruhig zu atmen. Sie nimmt Lucas Schuhe heraus und legt sie in den Rucksack. Sebastiáns rote Kappe der New York Yankees liegt ebenfalls auf dem Rücksitz. Sie schnappt sie sich, steigt aus dem Auto und gibt sie Luca, der sie aufsetzt. Im Kofferraum findet sie Sebastiáns gute braune Strickjacke, die sie in die Tasche stopft. Darin liegen auch noch ein Basketball (den sie liegen lässt) und ein schmutziges T-Shirt, das sie behält. Sie schlägt den Kofferraum zu, geht zurück zum Beifahrersitz, um eins seiner Notizbücher auszuwählen, erlaubt sich jedoch noch nicht, über den Grund dafür nachzudenken: um etwas von seiner erloschenen Handschrift zu behalten. Sie nimmt es, legt es in den Rucksack und verschließt die Tür.

Luca stellt sich neben sie, noch bevor sie ihn heranwinken kann. *Mein Sohn ist jetzt von Grund auf verändert*, denkt sie. Wie er sie beobachtet und ihre wortlosen Wünsche deutet.

«Wo fahren wir hin, Mami?»

Lydia sieht ihn von der Seite an. Acht Jahre alt. Sie muss an der Auslöschung ihrer Familie vorbeidenken und die Kraft finden zu retten, was sie retten kann. Sie küsst ihn auf den Scheitel, und sie gehen los, fort von den Reportern, fort vom orangefarbenen Käfer, von Abuelas Haus, ihrem zerstörten Leben.

«Ich weiß es nicht, *mijo*», sagt sie. «Wir werden sehen. Wir erleben jetzt ein Abenteuer.»

«Wie in den Filmen?»

«Ja, *mijo*. Genau wie in den Filmen.»

Sie setzt sich den Rucksack auf und zieht die Gurte fest, dann hängt sie sich noch die Tasche über die Schultern. Sie gehen einige Blocks in Richtung Norden, biegen dann nach links zum Strand ab, um danach wieder in Richtung Süden zu laufen, weil Lydia sich nicht entscheiden kann, ob sie lieber durch belebtere Gegenden gehen oder besser gar nicht gesehen werden sollen. Sie schaut oft über die Schulter, versucht, die Gesichter der Fahrer in den vorbeifahrenden Autos zu erkennen, hält Lucas Hand ganz fest. An einem geöffneten Tor bellt ein Köter sie an, er springt sie an und versucht, sie zu beißen. Eine Frau in einem tristen Blumenkleid kommt aus dem Haus, um den Hund zu sich zu rufen, doch noch bevor sie zu ihnen gelangt, tritt Lydia das Vieh heftig und verspürt überhaupt keine Gewissensbisse deswegen. Die Frau schreit ihr hinterher, aber Lydia geht einfach weiter, mit Luca an der Hand.

31

Luca rückt den Schirm der viel zu großen Yankees-Kappe seines Vaters zurecht. Das Hutband ist mit Papis Schweiß getränkt, daher riecht Luca seinen Geruch, wenn er die Kappe bewegt. Deshalb zupft er immer wieder daran herum. Dann fällt ihm ein, dass der Geruch vielleicht irgendwann verflogen sein wird, und er fürchtet, ihn zu schnell aufzubrauchen, also berührt er die Kappe nicht mehr. Nach einiger Zeit sehen sie einen Bus und beschließen einzusteigen.

Es ist Samstagnachmittag, und der Bus ist nicht besonders voll. Luca freut sich, sitzen zu können, bis er merkt, dass die Bewegung seiner Beine, die seine kleine Gestalt durch

die Straßen der Stadt getragen haben, die Angst im Zaum gehalten hat, die ihn jetzt zu überwältigen droht. Sobald er neben Mami auf dem blauen Plastiksitz sitzt und seine müden Beine baumeln lässt, fängt er an zu denken. Er fängt an zu zittern. Mami legt den Arm um ihn und drückt ihn an sich.

«Du kannst hier nicht weinen, *mijito*», sagt Mami. «Noch nicht.»

Luca nickt, und einfach so hört er auf zu zittern, und der Drang zu weinen schwindet. Er lehnt den Kopf gegen das warme Glas des Busfensters und schaut hinaus. Er konzentriert sich auf die Comic-Farben seiner Stadt, auf das Grün des Grasses und der Palmwedel, auf die weiß gestrichenen Stämme, die Käfer abwehren sollen, die schreienden Farben der Schilder, die Geschäfte und Hotels und Schuhe anpreisen. Beim Erlebnisbad El Rollo sieht Luca Kinder und Teenager in einer Schlange vor dem Schalter stehen, an dem die Eintrittskarten verkauft werden. Sie tragen Flipflops und haben sich Handtücher um den Hals gelegt. Hinter ihnen ragen die geschwungenen roten und gelben Wasserrutschen auf. Luca legt einen Finger auf die Scheibe und zerquetscht ein Kind in der Schlange nach dem anderen. Der Bus bleibt quietschend am Bordstein stehen, und drei Jungen im Teenageralter mit nassen Haaren steigen ein. Sie gehen an Luca und Lydia vorbei, ohne sie zu sehen, setzen sich ganz hinten in den Bus, die Ellenbogen auf den Knien, und sprechen leise miteinander.

«Papi will im Sommer mit mir da hin», sagt Luca.

«Was?»

«Ins Rollo. Er hat gesagt, dass wir diesen Sommer hingehen. Er will einen Tag freinehmen, wenn ich schulfrei habe.»

Lydia saugt die Wangen ein und beißt die Zähne zusammen.

Der Fahrer schließt die Türen, und der Bus fährt mit dem Verkehr weiter. Lydia öffnet den Reißverschluss der Schultertasche, die zu ihren Füßen liegt, zieht ihre hochhackigen Schuhe aus und stattdessen die gesteppten Goldslipper ihrer Mutter an. Lydia hat keinen Plan, was ihr gar nicht ähnlich sieht, und es fällt ihr schwer, sich einen auszudenken, weil sich ihr Hirn so merkwürdig anfühlt, gleichzeitig manisch und schwammig. Sie weiß noch das Nötigste, nämlich dass sie alle fünfzehn oder zwanzig Minuten in einen anderen Bus umsteigen sollten, was sie auch tun. Manchmal fahren sie in die entgegengesetzte Richtung, manchmal nicht. Ein Bus hält direkt vor einer Kirche, also gehen sie kurz hinein, aber der Teil von Lydias Hirn, aus dem sie sonst die Gebete abrufen, ist abgeschaltet. Sie hat diese Taubheit schon ein paar Mal erlebt – als sie siebzehn war und ihr Vater an Krebs starb, als sie zwei Jahre nach Luca eine Fehlgeburt im späten Stadium ihrer Schwangerschaft hatte, nach der ihr die Ärzte sagten, dass sie keine Kinder mehr bekommen könnte –, daher sieht sie es nicht als Glaubenskrise. Stattdessen nimmt sie es als göttliche Gnade. Wie bei einem Regierungsstillstand in den Vereinigten Staaten hat Gott alles lahmgelegt, was nicht unbedingt überlebensnotwendig ist. Draußen muss sich Luca erneut auf den Bürgersteig übergeben, als sie auf den nächsten Bus warten.

33

Um den Hals trägt Lydia ein dünnes Goldkettchen, an dem nur drei ineinander verschränkte Ringe hängen. Es ist ein sehr diskretes Schmuckstück und das einzige, das sie abgesehen von dem filigranen Goldring am Ringfinger der linken Hand trägt. Sebastián hatte ihr die Kette am ersten Weihnachtsfest nach Lucas Geburt geschenkt, und sie hatte ihr sofort gefallen – ihr Symbolwert. Seitdem hat sie sie jeden Tag getragen, und sie ist so sehr zu einem Teil von ihr geworden, dass sie ihre

Gewohnheiten mit ihr verbunden hat. Wenn sie sich langweilt, fährt sie mit dem Daumen über das zarte Kettchen. Wenn sie nervös ist, hat sie die Angewohnheit, den kleinen Finger durch die drei verschränkten Ringe zu stecken, sodass sie leise klimpern. Aber jetzt berührt sie die goldenen Ringe nicht. Ihre Hand hebt sich unwillkürlich zu ihrem Hals, aber sie ist sich der Bewegung bereits bewusst. Sie übt schon, die alten Gewohnheiten abzulegen. Sie darf absolut nicht wiederzuerkennen sein, wenn sie überleben möchte. Sie öffnet den Verschluss des Kettchens und schiebt Sebastián's Ehering von ihrem Daumen auf die Kette. Dann schließt sie sie wieder und lässt sie in den Ausschnitt ihrer Bluse fallen.

Am wichtigsten ist es, nicht die Aufmerksamkeit der Busfahrer zu erregen, von denen man weiß, dass sie manchmal *halcones* spielen, Spitzel für das Kartell. Lydia weiß, dass ihr das Aussehen als einigermassen attraktive, aber nicht schöne Frau unbestimmbaren Alters, die mit einem unauffälligen Jungen durch die Stadt fährt, eine Art natürlichen Schutz bieten kann, wenn sie aufpasst, immer so zu wirken, als gingen sie nur zum Einkaufen oder wollten jemanden am anderen Ende der Stadt besuchen. Tatsächlich könnten Luca und Lydia leicht als ganz normale Passagiere durchgehen, was Lydia wirklich absurd vorkommt – dass die Leute um sie herum nicht sofort sehen, welche Ungeheuerlichkeit sie gerade erlebt haben. Lydia hat das Gefühl, ein blinkendes Neonschild auf der Stirn zu tragen. Sie muss ständig gegen den Schrei ankämpfen, der in ihr pulsiert, als wäre er lebendig. Er räkelt sich und tritt ihr in die Eingeweide wie Luca, als er noch in ihrem Bauch war. Mit ungeheurer Selbstbeherrschung würgt und unterdrückt sie ihn.

Als sich endlich ein Plan aus dem furchtbaren Chaos in ihrem Hirn kristallisiert, weiß Lydia nicht recht, ob er gut ist,

aber sie verfolgt ihn trotzdem, weil sie keinen anderen hat. Um Viertel vor vier, kurz vor Ladenschluss in Playa Caletilla, steigen Lydia und Luca aus dem Bus, gehen in eine Filiale ihrer Bank, in der sie noch nie waren, und stellen sich in die Schlange. Lydia checkt ihren Kontostand auf dem Handy und füllt dann einen Auszahlungsschein für beinahe die ganze Summe aus: 219 803 Pesos oder ungefähr zwölfeinhalbttausend US-Dollar, fast alles aus dem Nachlass von Sebastián's Patenonkel, der einen Abfüllbetrieb besaß und keine eigenen Kinder hatte. Sie bittet darum, ihr das Geld in großen Scheinen auszuzahlen.

35

Ein paar Minuten später sitzen Luca und Lydia schon wieder in einem Bus. Ihre Ersparnisse haben sie in drei Umschläge ganz unten in Abuelas Reisetasche gestopft. Drei Busse und mehr als eine Stunde später steigen sie beim Walmart in Diamante aus. Sie kaufen einen Rucksack für Luca, zwei Sets Unterwäsche, zwei Jeans, zwei Dreierpacks schlichter weißer T-Shirts, zwei Sweatshirts mit Kapuze, zwei warme Jacken, noch zwei Zahnbürsten, Feuchttücher, Pflaster, Sonnencreme, einen Fettstift für die Lippen, ein Erste-Hilfe-Set, zwei Feldflaschen, zwei Taschenlampen, ein paar Batterien und eine Karte Mexikos. Lydia braucht lange, bis sie sich eine Machete am Tresen der Haushaltswarenabteilung ausgesucht hat. Schließlich entscheidet sie sich für eine kleine mit einziehbarer Klinge und ein schlichtes schwarzes Holster, das sie sich ans Bein schnallen kann. Es ist keine Pistole, aber besser als nichts. Sie bezahlen bar und gehen dann durch die Straßenerunterführung zu den Strandhotels. Luca trägt Papis Baseball-Kappe, und Lydia berührt ihre Goldkette nicht. Sie hat ein Auge auf alle, die an ihnen vorbeigehen, auf andere Fußgänger, die Fahrer in den Autos, selbst auf magere Jungen auf ihren Skateboards, weil sie weiß, dass die *halcones* überall sind. Sie hasten weiter.

Lydia wählt das Hotel Duquesa Imperial aus, da es so groß ist. Groß genug, um anonym zu sein, aber nicht so neu, dass es als trendy angesehen und deshalb Aufmerksamkeit erregen würde. Sie bittet um ein Zimmer zur Straße und bezahlt erneut in bar.

«Und jetzt brauche ich nur noch Ihre Kreditkartennummer zur Sicherheit. Für die kleineren Ausgaben», sagt der Hotelangestellte am Empfangstresen und steckt zwei Kartenschlüssel in eine Papierhülle.

Lydia schaut die Schlüsselkarten an und überlegt kurz, sie einfach zu packen und zum Aufzug zu rennen. Dann öffnet sie ihre Tasche und tut so, als suchte sie nach ihrer Kreditkarte. «Oh, wie ärgerlich, ich muss sie im Auto gelassen haben», sagt sie. «Wie hoch ist denn der Betrag?»

«Viertausend Pesos.» Er lächelt sie kalt an. «Voll rückzahlbar, natürlich.»

«Natürlich», wiederholt Lydia. Sie legt die Reisetasche auf ihr Knie und öffnet einen der Umschläge. Sie nimmt die viertausend Pesos, ohne den Umschlag herauszuholen. «Kann ich das auch bar bezahlen?»

«Oh», der Mann wirkt ein wenig beunruhigt, und sein Blick zuckt zu seinem Chef, der gerade einem anderen Kunden hilft.

«Bar ist in Ordnung», sagt der Chef, ohne von seinem Formular aufzublicken.

Der Mann nickt Lydia zu, die ihm die vier rosafarbenen Banknoten in die Hand drückt. Er legt sie in einen Umschlag und versiegelt ihn.

«Und Ihr Name, bitte?» Sein schwarzer Füller schwebt über dem Umschlag.

Lydia zögert einen Augenblick. «Fermina Daza», sagt sie. Es ist der erste Name, der ihr einfällt.

Er gibt ihr den Zimmerschlüssel. «Einen schönen Aufenthalt bei uns, Señora Daza.»

Die Fahrt hinauf zum siebten Stock kommt Luca endlos vor, wie ein halbes Leben. Seine Füße schmerzen, sein Rücken schmerzt, sein Hals schmerzt, und er hat immer noch nicht geweint. Eine Familie steigt im vierten Stock zu und merkt dann, dass der Fahrstuhl nach oben fährt, also steigen sie alle wieder aus. Die Eltern lachen miteinander und halten Händchen, während sich ihre Kinder zanken. Der Junge sieht Luca an und streckt ihm die Zunge heraus, als sich die Fahrstuhltür schon wieder schließt. Luca weiß instinktiv und aus Mamis sanften Hinweisen, dass er sich so verhalten muss, als wäre alles normal, und bislang hat er diese Riesenaufgabe auch bewältigt. Aber da ist noch eine elegante ältere Dame im Fahrstuhl, und sie bewundert Mamis goldene Schuhe. Abuelas Schuhe. Luca muss blinzeln.

37

«Wie wunderschön, Ihre Schuhe – so ungewöhnlich», sagt die Frau und berührt Lydia leicht am Arm. «Wo haben Sie die denn gekauft?»

Lydia starrt auf ihre Füße, statt die Frau anzuschauen. «Oh, das weiß ich nicht mehr», sagt sie. «Sie sind schon ganz alt.» Und dann drückt sie immer wieder mit dem Finger auf den Knopf mit der Zehn darauf, was den Fahrstuhl auch nicht schneller macht, aber die beabsichtigte Wirkung hat, weil es alle weiteren Gesprächsversuche im Keim erstickt. Die Frau steigt in der sechsten Etage aus, und dann tippt Mami auf die Vierzehn, die Achtzehn und die Neunzehn. Sie steigen im zehnten Stock aus und gehen zu Fuß drei Stockwerke nach unten in den siebten.

Etwas Überraschendes passiert, als Mami die Tür zum

Hotelzimmer mit ihrer Karte öffnet, nachdem sie sich hektisch im mit Teppich ausgelegten Flur umgesehen und Luca schnell hineingeschoben hat. Sie schließt ab und legt die Kette vor die Tür, dann zerrt sie den Schreibtischstuhl über den gekachelten Fußboden und klemmt ihn unter den Türknauf. Das Überraschende, das passiert, ist: nichts. Die Gewitterwolke aus Angst und Zorn, gegen die er angekämpft hat, entlädt sich nicht. Sie zieht aber auch nicht weiter. Sie bleibt einfach da, aufgestaut wie ein angehaltener Atem, und schwebt immer am Rande seines Bewusstseins. Wenn er den Kopf wendete, das fühlt er, und den kugelförmigen Albtraum nur ganz zart mit dem Finger berührte, würde das eine Lawine in Gang setzen, die so kolossal wäre, dass er für immer davon fortgerissen würde. Luca achtet darauf, ganz still und leise zu sein. Dann schleudert er die Schuhe von sich und klettert auf die Kante des Einzelbetts. Ein Handtuch liegt darauf, zu einem Schwan gefaltet. Luca packt ihn beim Hals und wirft ihn auf den Boden. Er klammert sich an die Fernbedienung wie an einen Rettungsring und schaltet den Fernseher ein.

Mami schleppt ihre Walmart-Tüten, die Rucksäcke und Abuelas Reisetasche zum kleinen Tisch und kippt alles darauf aus. Sie fängt an, Etiketten abzureißen, die Sachen zu stapeln, lässt sich ganz plötzlich auf einen der Stühle fallen und rührt sich mindestens zehn Minuten lang nicht mehr. Luca sieht nicht zu ihr hinüber. Er hat den Blick auf den Bildschirm und Nickelodeon geheftet und dreht *Henry Danger* ganz laut auf. Als sie endlich aus ihrer Erstarrung erwacht, kommt Mami zu ihm und küsst ihn beiläufig auf die Stirn. Sie geht durchs Zimmer und schiebt die Balkontür auf.

Sie kann sich nicht vorstellen, dass es überhaupt genügend

frische Luft auf der Welt gibt, dass sie wieder einen klaren Kopf bekommt, aber sie muss es zumindest versuchen. Sie lässt die Tür offen und tritt hinaus.

Das einzig Gute an der Angst ist, dass sie unmittelbarer ist als die Trauer. Sie weiß, dass sie sich bald mit dem auseinandersetzen muss, was geschehen ist, doch im Moment mildert die Angst vor dem, was passieren könnte, die Qual ein wenig ab. Sie späht über das Balkongeländer und beobachtet die Straße unter ihnen. Sie sagt sich, dass da draußen niemand ist. Sie sagt sich, dass sie in Sicherheit sind.

39

Unten in der Lobby entschuldigt sich der Hotelangestellte an der Rezeption und geht in den Pausenraum für die Mitarbeiter. In der zweiten Kabine der Toilette holt er das Wegwerfhandy aus der Innentasche seines Anzugs und schickt den folgenden Text ab: *Zwei spezielle Gäste haben gerade im Hotel Duquesa Imperial eingeecheckt.*

Kapitel 4

40

Javier Crespo Fuentes tauchte zum ersten Mal ganz allein an einem Dienstagmorgen vor Lydias Laden auf, gerade als sie die Kreidetafel auf dem Bürgersteig aufstellen wollte. In jener Woche hatte sie zehn Bücher über ferne Orte ausgewählt, deren Titel sie unter der mit Kreide geschriebenen Überschrift *Bücher: billiger als Flugtickets* aufgelistet hatte. Sie hielt die Tür mit einem Bein offen, um die Kreidetafel hinauszutragen, und er trat schnell heran, um ihr die Tür aufzuhalten. Die Glocke über ihnen klingelte wie eine Verkündigung.

«Danke», sagte Lydia.

Er nickte. «Aber viel gefährlicher.»

Sie runzelte die Stirn und rückte das Schild so zurecht, dass es sicher stand. «Verzeihung?»

«Die Tafel», sagte er und zeigte darauf. Sie trat einen Schritt zurück, um die Aufschrift zu begutachten. «Bücher sind *tatsächlich* billiger als Reisen, aber auch gefährlicher.»

Lydia zog eine Augenbraue hoch. «Na ja, ich nehme an, es kommt darauf an, wohin man reist.»

Sie gingen hinein, und sie ließ ihn sich allein umsehen und die Regale durchstöbern. Als er schließlich zum Verkaufstresen kam und seinen Bücherstapel neben die Kasse legte, erschrak sie über seine Auswahl.

Lydia führte den Laden schon seit beinahe zehn Jahren, und sie bot darin nicht nur Bücher an, die sie liebte, sondern

auch solche, die sie nicht mochte, von denen sie aber wusste, dass sie sich gut verkauften. Sie hatte außerdem einen guten Vorrat an Postkarten und Stiften und Kalendern und Spielzeug und Spielen und Lesebrillen und Kühlschranksmagneten und Schlüsselanhängern, und zusammen mit den sensationellen Bestsellern war es genau diese Mischung, die ihre Buchhandlung profitabel machte. Lydia hatte ihre heimliche Freude daran, versteckt unter den verkäuflicheren Waren ihren geheimen Lieblingsschätzen eine Heimat zu schaffen, den Juwelen, die ihren Geist geöffnet und ihr Leben verändert hatten, Büchern, die in manchen Fällen nicht einmal ins Spanische übersetzt waren, die sie aber dennoch vorrätig hatte; nicht, weil sie erwartete, sie jemals zu verkaufen, sondern weil sie sich einfach darüber freute, dass sie hier bei ihr waren. Es waren vielleicht zehn, zwölf dieser Bücher, die auf ihren Regalen in ihrer sich ständig entwickelnden und verändernden Nachbarschaft ausharrten. Hin und wieder, wenn ein Buch sie besonders berührte, wenn es ein bisher unentdecktes Fenster in ihrem Geist öffnete und für immer ihre Wahrnehmung der Welt veränderte, stellte sie es zu ihren heimlichen Favoriten. Nur sehr selten versuchte sie, dieses Buch einem Kunden zu empfehlen. Das tat sie nur, wenn sie diesen Kunden kannte und mochte, wenn er jemand war, dem sie zutraute, den Wert des Schatzes zu würdigen, den sie ihm anbot; fast immer wurde sie enttäuscht. In den zehn Jahren in ihrem Buchladen hatte Lydia nur zwei Mal die große Freude erlebt, dass ein Kunde unaufgefordert mit einem dieser Bücher in der Hand auf die Kasse zugegangen war. Zwei Mal in zehn Jahren hatte sie den Funken eines Wunders in ihrem Laden gespürt, dann war das Glöckchen über der Tür zu einem Mistelzweig geworden – zur Ahnung von etwas Magischem.

Als also Javier auf Lydia zutrat, die hinter der Kasse stand

und Vorschaukataloge durchsah, als sie seine Auswahl vom Tresen nahm, um die Preise der Bücher in die Kasse zu tippen, war sie überrascht, nicht nur einen, sondern sogar zwei ihrer geheimen Schätze darunter zu finden: *Heart, You Bully, You Punk* von Leah Hager Cohen und *The Whereabouts of Eneas McNulty* von Sebastian Barry.

42

«Oh mein Gott», flüsterte sie.

«Gibt es ein Problem?»

Sie sah zu ihm auf, merkte, dass sie ihn noch gar nicht richtig angesehen hatte, trotz ihres fröhlichen Wortwechsels vor der Tür. Er war für einen Dienstagmorgen sehr ordentlich angezogen, trug eine dunkelblaue Hose und eine weiße *guayabera*, was mehr zum sonntäglichen Kirchgang als zu einem normalen Arbeitstag passte, und sein dickes, schwarzes Haar war akkurat gescheitelt und altmodisch auf eine Seite gekämmt. Der schwere, schwarze Plastikrahmen seiner Brille wirkte so veraltet, so retro, dass er schon wieder schick war. Seine Augen waren riesig und verschwommen hinter den dicken Gläsern, und sein Schnurrbart zitterte, als sie ihn ansah.

«Diese Bücher», sagte sie. «Das sind zwei meiner Lieblingsbücher.» Die Erklärung war längst nicht ausreichend, aber mehr brachte sie nicht zustande.

«Meine auch», sagte der Mann, der ihr gegenüberstand. Sein Schnurrbart verzog sich ein wenig, als er zögernd lächelte.

«Haben Sie sie denn schon gelesen?» Sie hielt *Heart, You Bully, You Punk* mit beiden Händen fest.

«Nur das da», sagte er und deutete darauf.

Sie schaute auf das Cover. «Sie lesen auch Englisch?», fragte sie auf Englisch.

«Ich versuche es, ja», antwortete er. «Mein Englisch ist nicht fließend, aber beinahe. Und diese Geschichte ist so zart.

Bestimmt ist mir beim ersten Lesen etwas entgangen. Ich wollte sie noch einmal lesen.»

«Ja.» Sie lächelte ihn an und kam sich dabei ein bisschen irre vor. Sie drängte das Gefühl zurück und fragte ihn einfach weiter aus. «Wenn Sie es fertig gelesen haben, könnten Sie ja wiederkommen, damit wir uns darüber unterhalten können.»

«Oh!» Er nickte eifrig. «Haben Sie hier einen Lesezirkel?»

43

Sie öffnete leicht den Mund und wurde rot. «Nein», lachte sie. «Das bin nur ich!»

«Umso besser.»

Er lächelte, und Lydia runzelte die Stirn. Sie wollte unbedingt die Heiligkeit dieses Augenblicks bewahren. Flirtete er mit ihr? Immer wenn man das Verhalten eines Mannes nicht recht einschätzen konnte, war die Antwort normalerweise ja. Sie legte das Buch auf den Verkaufstresen und ihre flache Hand auf sein Cover.

Er spürte die Vorsicht in dieser Geste und beeilte sich zu sagen: «Ich meinte das nur, weil die Leseerfahrung manchmal von zu vielen Meinungen verwässert werden kann.» Er blickte auf das Buch unter ihrer Hand. «Ein bemerkenswertes Buch. Bemerkenswert.»

Sie gewährte ihm ein Lächeln, nahm den Scanner und hielt ihn über das Buch.

Als er am folgenden Montag wiederkam, trat er direkt an die Kasse, obwohl Lydia gerade einen anderen Kunden bediente. Er wartete an der Seite, die Hände vor dem Körper gefaltet, und als der Kunde gegangen war, lächelten sie sich breit an.

«Und?», fragte sie.

«Beim zweiten Mal sogar noch unglaublicher.»

«Ja!» Lydia klatschte in die Hände.

Die Hauptfigur im Buch hatte eine Störung. Sie musste

ständig aus großer Höhe hinabspringen. Es lag nicht daran, dass sie Todessehnsucht hatte, aber sie verletzte sich durch diesen gefährlichen Impuls ständig selbst.

«Ich habe dieselbe Störung», gestand Javier plötzlich.

«Was? Nein!»

Die Störung war erfunden.

44

Und doch – Lydia hatte sie auch. Immer wenn sie zu Hause zu nah an das Balkongeländer herankam, musste sie sich daran festkrallen. Sie musste die Füße in den Boden stemmen. Sie fürchtete, dass sie eines Tages, ohne nachzudenken, ohne Sinn und Verstand einfach hinunterspringen würde. Sie würde auf dem Pflaster unten zerschellen, und der Verkehr von Acapulco würde quietschen und hupen und sinnloserweise um sie herumfahren. Der Krankenwagen würde natürlich zu spät kommen. Luca würde mutterlos sein, und alle würden glauben, sie hätte Selbstmord begangen. Lydia musste das Szenario tausend Mal vor ihrem inneren Auge ablaufen lassen, praktisch als Gegengift. *Ich darf nicht springen.*

«Und ich dachte, ich wäre der Einzige auf der Welt», gestand Javier. «Ich dachte, es wäre ein verrücktes Hirngespinnst. Und dann stand es da in diesem Buch.»

Lydia merkte gar nicht, dass ihr der Mund offen stand, bis sie ihn schloss. Sie setzte sich hart zurück auf ihren Hocker.

«Aber ich dachte, ich wäre die Einzige», sagte sie.

Javier richtete sich auf. «Sie auch?»

Lydia nickte.

«Na, mein Gott», sagte er auf Englisch. Und dann lachte er. «Wir sollten eine Selbsthilfegruppe gründen.»

Und dann stand er da und unterhielt sich so lange mit ihr, dass sie ihm schließlich eine Tasse Kaffee anbot, die er freudig annahm. Sie zog einen ihrer Hocker hervor und schob

ihn an die Kante des Verkaufstresens, damit er den Kaffee in Ruhe genießen konnte. Er passte auf, keine Crema in seinen Schnurrbart geraten zu lassen. Sie unterhielten sich über Literatur und Poesie und Wirtschaft und Politik und Musik, die sie beide liebten, und er blieb beinahe zwei Stunden, bis sie sich zu sorgen begann, er könnte vielleicht irgendwo vermisst werden – aber er winkte nur ab.

45

«Es gibt nichts da draußen, was wichtiger sein könnte als das hier», sagte er lächelnd.

Genauso hatte sich Lydia ihr Leben im Buchladen immer ausgemalt. Dass sie nicht nur jeden Tag schuftete musste, sondern auch mit Kunden plaudern konnte, die so lebhaft und spannend waren wie die Bücher um sie herum.

«Wenn ich nur drei Kunden von Ihrer Sorte hätte, hätte ich ausgesorgt», sagte sie und trank ihren Kaffee aus.

Er legte die Hand auf die Brust und deutete eine Verbeugung an. «Ich werde mich redlich bemühen, dem zu genügen.» Und dann fügte er beiläufig, ganz leise hinzu: «Wenn ich Sie in einem anderen Leben kennengelernt hätte, hätte ich Sie gebeten, meine Frau zu werden.» Lydia stand abrupt von ihrem Hocker auf und schüttelte den Kopf.

«Tut mir leid», sagte Javier. «Ich wollte Sie nicht in Verlegenheit bringen.»

Sie trug schweigend die Kaffeetassen fort. Der Verrat lag nicht darin, dass sie sich dieses Geständnis anhörte. Der Verrat lag in ihrer unausgesprochenen Reaktion: In einem anderen Leben hätte sie womöglich ja gesagt.

«Ich sollte lieber wieder an die Arbeit gehen», sagte sie. «Ich muss heute Nachmittag noch eine Bestellung aufgeben. Und ich muss noch ein paar Pakete für die Post fertig machen.»

Er nahm an diesem Tag sieben Bücher mit nach Hause, darunter drei, die ihm Lydia empfohlen hatte.

46

Am nächsten Freitag ging am Morgen ein Sommerregen auf die Straßen nieder, und zwei große, einschüchternde Männer drängten sich unter die Markise über der Tür zu Lydias Buchladen. Ein paar Augenblicke später tauchte Javier auf, und Lydia war glücklich über sein Erscheinen. Sie würden sich über Bücher unterhalten! Sie versuchte, sich ganz normal zu verhalten, aber immer, wenn sie die Männer vor der Tür sah, blieb ihr der Atem im Hals stecken.

«Sie machen Sie nervös», stellte Javier fest.

«Ich weiß einfach nicht, was sie hier wollen.» Lydia kam hinter dem Verkaufstresen hervor. Wie alle anderen Ladenbesitzer in dieser Straße hatte sie bereits die *mordidas* bezahlt, die das Kartell verlangt hatte. Mehr konnte sie sich nicht leisten.

«Ich schicke sie weg», sagte Javier.

Lydia protestierte, nahm ihn beim Arm, wurde sogar lauter. Javiers Stimme wurde dagegen immer leiser und beruhigender. Er ging um sie herum, als sie sich ihm in den Weg stellte.

«Sie werden Ihnen weh tun», flüsterte sie so nachdrücklich sie konnte, ohne die Männer auf sich aufmerksam zu machen.

Er lächelte sie an, sodass sich sein Schnurrbart verzog, und versicherte: «Nein, das werden sie nicht.»

Lydia duckte sich hinter dem Tresen und hielt den Kopf unten. Javier öffnete die Tür und trat hinaus. Erstaunt beobachtete sie, wie er mit den beiden massigen Schlägertypen unter ihrer Markise sprach. Beide Männer zeigten in den Regen, aber Javier wedelte nur mit der Hand, und die Männer zogen in den Platzregen ab.

Lydia brauchte eine Weile, bis sie verstand. Selbst als er immer öfter kam und seine Besuche sich ausdehnten, als ihre

Unterhaltungen tiefgründiger und persönlicher wurden, als sie zwei weitere Male flüchtig die beiden Männer sah, verdrängte Lydia absichtlich die Macht, die Javier an jenem regnerischen Morgen ausgeübt hatte. Als er schließlich bewundernd von seiner Frau sprach, die er *la reina de mi corazón*, die Königin meines Herzens, nannte, spürte Lydia, wie ihre Abwehrmechanismen nachgaben. Die Schutzschilde verschwanden vollkommen, als er ihr von seiner jungen Geliebten erzählte, die er *la reina de mis pantalones* nannte, die Königin meiner Hosen.

«Das ist ja widerwärtig», sagte sie, aber zu ihrer eigenen Überraschung musste sie trotzdem lachen.

Es war kaum überraschend, dass der Mann eine Affäre hatte, aber darüber mit einer anderen Frau so offen zu sprechen, war schon etwas anderes. Dafür kurierte sie das Geständnis von jeder Anwandlung geschmeichelter Zuneigung, und als Javier immer mehr von seinem geheimen Selbst enthüllte, verwandelte sich ihr Verhältnis in eine intime Freundschaft. Sie wurden Vertraute, lachten und teilten ihre Beobachtungen und Enttäuschungen miteinander. Sie unterhielten sich sogar hin und wieder über die ärgerlichen Angewohnheiten ihrer Angetrauten.

«Wenn du mit mir verheiratet wärst, würde ich mich niemals so benehmen», sagte Javier, als sie sich darüber beschwerte, dass Sebastián seine schmutzigen Socken immer auf dem Küchentisch liegen ließ.

«Natürlich nicht», lachte sie. «Du wärst der ideale Ehemann.»

«Ich würde jede einzelne Socke im Haushalt eigenhändig waschen.»

«Klar.»

«Ich würde alle Socken verbrennen und jede Woche neue kaufen.»

«Mm-hmm.»

«Ich würde völlig auf Socken verzichten, wenn es dich glücklich macht.»

48 Lydia musste unwillkürlich lachen. Sie hatte sich angewöhnt, bei derlei Behauptungen nur noch die Augen zu verdrehen, weil sein Flirten in ihrer Freundschaft nur eine vorbeiziehende Wolke war. Viel wichtiger waren die Stürme. Sie fanden beispielsweise heraus, dass ihre Väter beide an Krebs gestorben waren, als sie noch klein waren, eine Tatsache, die allein sie schon zusammengeschweißt hätte. Sie hatten beide gute Väter gehabt und sie dann verloren.

«Das ist, als wäre man Mitglied im beschissensten Club der Welt», sagte Javier zu ihr.

Bei Lydia war es fünfzehn Jahre her, und obwohl die Trauer nur noch selten und nur dann kam, wenn sie darauf gestoßen wurde, war ihr der Verlust noch immer so gegenwärtig wie an dem Tag, an dem ihr Vater starb.

«Ich weiß», sagte Javier, obwohl sie nichts davon laut ausgesprochen hatte.

Also nahm sie seine Schmeicheleien hin, und er akzeptierte, vielleicht genoss er es sogar, dass sie seine Flirtereien in Bausch und Bogen von sich wies.

«Aber Lydia», sagte er in ehrfürchtigem Ton und legte beide Hände auf sein Herz, «mal ganz abgesehen von meinen anderen Lieben bist du wahrhaftig *la reina de mi alma*.» Die Königin meiner Seele.

«Und was würde deine arme Frau dazu sagen?», konterte sie.

«Meine wunderbare Frau will nur, dass ich glücklich bin.»

«Dann ist sie wohl eine Heilige!»

Er sprach oft von seinem einzigen Kind, einer 16-jährigen Tochter, die in einem Internat in Barcelona lebte. Alles an ihm veränderte sich, wenn er von ihr sprach – seine Stimme, sein Gesichtsausdruck, sein Verhalten. Seine Liebe für sie war so ernsthaft, dass er das Thema nur mit ungeheurer Vorsicht ansprach. Ihr Name war für ihn wie eine feine Glaskugel, die er unter keinen Umständen fallen lassen wollte.

«Ich scherze vielleicht über meine vielen Lieben, aber in Wahrheit gibt es nur die eine», sagte er zu Lydia und lächelte. «Marta. *Es mi cielo, mi luna y todas mis estrellas*. Sie ist meine Erde, mein Himmel und alle meine Sterne.»

«Ich bin auch eine Mutter», sagte Lydia und nickte. «Ich kenne diese Art Liebe.»

Er saß ihr gegenüber auf dem Hocker, den sie inzwischen seinen nannte. «Diese Liebe ist so gewaltig, dass ich mich manchmal vor ihr fürchte», sagte er. «Ich habe keine Hoffnung, sie jemals zu verdienen, daher fürchte ich ständig, dass sie verschwindet oder mich auffrisst. Und gleichzeitig ist es das einzig Gute, das ich in meinem Leben jemals vollbracht habe.»

«Oh, Javier – das kann doch nicht stimmen», widersprach Lydia.

Das Thema machte ihn missmutig. Er schüttelte den Kopf und rieb sich grob die Augen unter der Brille.

«Es ist nur so, dass mein Leben sich nicht so entwickelt hat, wie ich gehofft hatte», sagte er. «Du weißt ja, wie das ist.»

Aber sie wusste es nicht. Nach all den Wochen, in denen sie sich näher kennengelernt hatten, versagte hier ihre gemeinsame Sprache. Abgesehen davon, dass sie nur ein Kind bekommen hatte, war Lydias Leben genauso, wie sie es sich immer gewünscht hatte. Sie hatte die Hoffnung auf eine Tochter aufgegeben; sie hatte diese Lücke in ihrem Leben akzeptiert,

weil sie sich bemüht hatte, sie zu akzeptieren. Sie war zufrieden mit ihren Entscheidungen, mehr als zufrieden. Lydia war glücklich. Aber Javier sah sie durch seine Brillengläser an, die seine Augen so wässrig verzogen, und sie erkannte die Sehnsucht in seinem Blick, verstanden zu werden. Sie presste die Lippen aufeinander. «Erzähl mir davon», sagte sie.

50 Er setzte die Brille ab und klappte die Bügel ein. Er steckte sie sich in die Brusttasche seines Hemds und blinzelte sie an. Seine Augen wirkten jetzt ganz klein und wund ohne ihren gewohnten Schutz. «Ich wollte Dichter werden!» Er lachte. «Lächerlich, oder? Heutzutage?»

Sie legte ihre Hand auf seine.

«Ich dachte, ich würde Wissenschaftler werden. Ein stilles Leben. Ich würde gut mit Armut zurechtkommen, glaube ich.»

Sie verzog ironisch den Mund und berührte die elegante Uhr an seinem Handgelenk. «Das bezweifle ich.»

Er zuckte die Achseln. «Ich mag eben einfach neue Schuhe.»

«Und Steak», erinnerte sie ihn.

Er lachte. «Ja, Steak. Wer mag das nicht?»

«Allein schon dein Kaufverhalten bei Büchern würde die meisten Leute in den Ruin stürzen.»

«*Dios mío*, da hast du recht, Lydia. Ich wäre ein schrecklicher Armer.»

«Der allerschlimmste», stimmte sie ihm zu. Aber dann fügte sie hinzu: «Es ist nie zu spät, Javier. Wenn du wirklich unglücklich bist? Du bist immer noch ein junger Mann.»

«Ich bin einundfünfzig!»

Sogar jünger, als sie gedacht hatte. «Praktisch noch ein Baby. Und worüber bist du überhaupt so unglücklich?»

Er starrte auf das Holz des Verkaufstresens, und Lydia bemerkte überrascht, dass ehrliche Qual in seinem Blick lag.

Sie senkte die Stimme und beugte sich zu ihm. «Dann könntest du doch einen anderen Weg einschlagen, Javier. Das kannst du. Du bist ein so begabter Mensch, so tüchtig. Was hindert dich?»

«Ach.» Er schüttelte den Kopf und setzte die Brille wieder auf. Sie sah zu, wie sein Gesicht erneut seinen gewohnten Ausdruck annahm. «Das sind doch nur romantische Träumereien. Es ist vorbei. Ich habe meine Entscheidungen vor langer Zeit getroffen, und sie haben mich nun mal hierher geführt.»

51

Sie drückte seine Hand. «Aber das ist doch gar nicht so schlecht, oder?» So etwas würde sie zu Luca sagen, um ihn wieder optimistischer zu stimmen.

Javier blinzelte langsam und neigte den Kopf ein wenig zur Seite. Eine mehrdeutige Geste. «Es muss reichen.»

Sie richtete sich hinter ihrem Verkaufstresen auf und nahm einen Schluck vom lauwarmen Kaffee. «Deine Entscheidungen haben dir Marta gebracht.»

Seine Augen leuchteten auf. «Ja, Marta», sagte er. «Und dich.»

Als er das nächste Mal kam, brachte er eine Schachtel *conchas* mit und setzte sich auf seinen angestammten Platz. Es waren noch andere Kunden im Laden, daher öffnete er die Schachtel und legte zwei der süßen Leckereien auf Servietten, während Lydia durch die Gänge ihres Ladens ging und den Kunden bei ihrer Suche half. Als sie zur Kasse kamen, um ihre Einkäufe zu bezahlen, grüßte Javier sie, als arbeitete er ebenfalls im Laden. Er bot ihnen *conchas* an. Schließlich waren Lydia und Javier wieder allein. Er zog ein kleines Moleskine-Notizbuch aus der Innentasche seiner Jacke und legte es ebenfalls auf den Verkaufstresen.

«Was ist das?», fragte Lydia.

Javier schluckte nervös. «Meine Gedichte.»

Lydias Augen wurden ganz groß vor Begeisterung.

«Ich habe sie noch nie jemandem gezeigt, außer Marta», sagte er. «Sie lernt Literatur in der Schule. Und Französisch und Mathematik. Sie ist viel begabter als ihr alter *papá*.»

52

«Oh, Javier.»

Er berührte nervös die Ecke des Notizbuches. «Ich schreibe schon mein ganzes Leben lang Gedichte. Seit ich ein Kind war. Ich dachte, du würdest vielleicht gern eins davon hören.»

Lydia zog ihren Hocker näher heran und beugte sich zu ihm. Das Kinn stützte sie auf ihre gefalteten Hände. Zwischen ihnen bildeten sich auf den Servietten unter den *conchas* Fettflecken.

Javier öffnete das Büchlein. Die Seiten waren ganz weich und abgegriffen. Er blätterte vorsichtig hindurch, bis er die Seite fand, die er suchte. Dann räusperte er sich und begann vorzulesen.

Oh, das Gedicht war schrecklich. Es war gleichzeitig gewichtig und albern, so schlecht, dass Lydia ihn sogar noch viel, viel mehr mochte, weil er sich so verletzbar machte, indem er es mit ihr teilte. Als er zu Ende gelesen hatte und zu ihr aufsaß, war sein Gesicht ganz verzerrt vor Sorge. Aber ihr Blick war hell und beruhigend, und sie meinte die Worte, die sie zu ihm sagte, wirklich ernst.

«Wie schön. Wie wunderschön.»

Die wachsende Freundschaft mit Javier war so überraschend in ihrer Schnelligkeit und Intensität. Er flirtete kaum noch mit ihr, stattdessen empfand sie eine Intimität, die sie außerhalb der Familie nur sehr selten erlebt hatte. Lydia hegte keinerlei romantische Gefühle für ihn, aber ihre Verbindung war so erfrischend. Javier erinnerte sie mitten in ihrer Mutterzeit

daran, dass das Leben aufregend war, dass es immer etwas oder jemanden zu entdecken gab.

An ihrem Geburtstag – Lydia erinnerte sich nicht daran, ihn ihm gegenüber erwähnt zu haben – tauchte Javier mit einem silbernen Päckchen von der Größe eines Buches auf. Auf dem Band stand *Jacques Genin*.

«Der berühmteste Chocolatier von Paris», erklärte Javier.

53

Lydia zögerte, es anzunehmen, aber nicht besonders überzeugend (sie liebte Schokolade). Und sie hatte zufällig jedes einzelne dieser winzigen Meisterstücke aufgegessen, als Sebastián und Luca sie abholten, um sie zum Abendessen auszuführen.

Seit ungefähr anderthalb Jahren hatte die Explosion der Gewalt zwischen den rivalisierenden Kartellen das Essengehen zu gefährlich gemacht, und Lydia und ihre Familie, eigentlich alle Familien in der Stadt, gingen nicht mehr in ihre Lieblingscafés in der Nachbarschaft.

Ein neues Kartell, das sich *Los Jardineros* nannte, galt als die jüngste Herausforderung des Establishments. Der Name hatte zunächst nicht die beabsichtigte Angst in der Bevölkerung hervorgerufen. Dieses Problem erledigte sich allerdings schnell. Kurz nach ihrer Gründung wusste jeder in der Stadt, dass «die Gärtner» ihre Waffen nur dann benutzten, wenn sie keine Zeit hatten, ihre Kreativität auszuleben. Ihre bevorzugten Werkzeuge waren in jedem Haushalt zu finden: Spaten, Äxte, Sichel, Hacken, Macheten. Einfache Geräte zum Hacken und Graben.

Mit ihnen durchpflügten Los Jardineros die Erde; mit ihnen entfernten sie ihre Rivalen aus den Rängen der konkurrierenden Kartelle und begruben sie. Einige der entthronten Überlebenden schafften es, sich ihren Eroberern anzuschließen; die

meisten flohen aus der Stadt. Das Blutvergießen ließ etwas nach, als der aufstrebende Sieger dafür sorgte, dass sich eine unbehagliche Ruhe über Acapulco senkte. Fast vier Monate hielt sie schon an. Die Bürger von Acapulco wagten sich vorsichtig wieder auf die Straßen, in die Restaurants und Lädchen. Sie wollten die Schäden an ihrer Wirtschaft wiedergutmachen. Sie brauchten einen Cocktail.

Daher blies Lydia die Kerzen auf der Torte zu ihrem zwei- und dreißigsten Geburtstag im Kreise der freudigen Gesichter ihrer Familie in einem eher wegen seiner Sicherheit als wegen seiner Speisekarte ausgewählten Restaurant im sichersten Viertel der Stadt aus, in dem das Geld der Touristen schon immer für eine gewisse Zurückhaltung gesorgt hatte.

Später an jenem Abend, als Luca schon im Bett war und Sebastián auf dem Sofa eine Flasche Wein geöffnet hatte, kam ihr Gespräch unweigerlich auf das Leben in Acapulco. Sie stand über den offenen Küchentresen gelehnt, ein Glas Wein neben sich.

«Es war schön, heute Abend auszugehen», sagte sie.

«Es hat sich fast normal angefühlt, oder?» Sebastián saß im Wohnzimmer, die Füße auf den Couchtisch gelegt.

«Es waren ja ziemlich viele Leute unterwegs.»

Seit dem letzten Sommer waren sie zum ersten Mal wieder mit Luca auswärts essen gewesen.

«Als Nächstes müssen wir die Touristen wieder herlocken», sagte Sebastián.

Lydia atmete tief durch. Der Tourismus war schon immer das Lebenselixier Acapulcos gewesen, und die andauernde Gewalt hatte die meisten Touristen abgeschreckt. Sie wusste nicht, wie lange sie den Laden noch würde halten können,

wenn sie nicht zurückkamen. Es war verlockend, den Frieden der letzten Zeit als grundlegenden Wandel zu sehen.

«Meinst du, dass es jetzt wirklich besser wird?» Sie stellte ihm die Frage, weil Sebastián umfassend über die Kartelle Bescheid wusste, was zugleich beeindruckend und beängstigend war. Er wusste Bescheid. Die meisten Menschen waren wie Lydia; sie wollten es gar nicht so genau wissen. Sie versuchten, sich von der Hässlichkeit der Narco-Gewalt abzuschotten, weil sie nicht damit umgehen konnten. Aber Sebastián war geradezu gierig danach. Die freie Presse war der letzte Rettungsring, sagte er immer, das Einzige, was zwischen dem mexikanischen Volk und der kompletten Vernichtung stand. Es war seine Berufung, und als sie jung waren, hatte sie seinen Idealismus bewundert. Sie hatte sich vorgestellt, dass Sebastián's Kinder praktisch schon ehrenwert aus ihrem Leib gleiten würden, mit einem voll ausgebildeten, unbeirrbaren moralischen Kompass. Sie würde seinen Babys nicht beibringen müssen, was gut und was böse war. Aber jetzt wurde alle paar Wochen ein mexikanischer Journalist umgebracht, und Lydia machte die Rechtschaffenheit ihres Mannes Angst. Das war scheinheilig und selbstsüchtig. Sebastián's Unversehrtheit war ihr wichtiger als seine strengen Prinzipien. Sie wünschte sich, dass er kündigen würde, dass er etwas Einfacheres, etwas Sichereres tun würde. Sie versuchte ihn ja zu unterstützen, aber manchmal wurde sie so wütend auf ihn, weil er diese Gefahr bewusst wählte. Wenn diese Wut aufflammte, strichen sie vorsichtig um sie herum wie um ein Möbelstück, das viel zu groß war für das Zimmer, in dem es stand.

«Es ist schon besser geworden», sagte Sebastián nachdenklich hinter seinem Weinglas.

«Ich meine, es ist ruhiger», sagte Lydia. «Aber ist es wirklich *besser*?»

«Das hängt wohl von deinen Kriterien ab, nehme ich an.» Er schaute zu ihr auf. «Wenn du einfach nur essen gehen willst, ist es besser geworden.»

56 Lydia runzelte die Stirn. Sie ging wirklich gern essen. War sie so oberflächlich?

«Der neue *jefe* ist schlau», sagte Sebastián. «Er weiß, dass das Entscheidende die Stabilität ist, und er will Frieden. Wir werden sehen. Vielleicht wird die Situation unter den Jardineiros besser als vorher.»

«In welcher Hinsicht besser? Glaubst du, er bringt es fertig, dass sich die Wirtschaft wieder erholt? Dass die Touristen wiederkommen?»

«Ich weiß nicht, vielleicht.» Sebastián zuckte die Achseln. «Wenn er die Gewalt wirklich langfristig eindämmen kann. Immerhin weist er die anderen Narcos in ihre Schranken. Sie laufen nicht mehr herum und bringen Unschuldige um.»

«Und was ist mit dem kleinen Kind letzte Woche am Strand?»

«Ein Kollateralschaden.»

Lydia zuckte zusammen und nahm einen Schluck Wein. Ihr Mann war keinesfalls herzlos. Er hasste es, wenn er so redete. Sebastián bemerkte es, stand auf, langte über die Arbeitsfläche und drückte ihre Hand.

«Es ist abstoßend, das weiß ich», sagte er. «Aber dieses Kind am Strand, das war ein Unfall. Es ist ins Kreuzfeuer geraten, das wollte ich damit nur sagen. Sie haben nicht vorsätzlich auf das Kind geschossen.» Er zog sanft an ihrer Hand. «Setzt du dich zu mir?»

Lydia ging um die Arbeitsplatte herum und setzte sich neben ihn aufs Sofa.

«Ich weiß, dass du es ungern hörst, aber letztlich sind diese Typen Unternehmer, und dieser ist schlauer als die meisten anderen.» Er legte seinen Arm um ihre Schultern. «Er ist kein typischer Narco. In einem anderen Leben hätte er auch Bill Gates oder so werden können. Eben ein Unternehmer.»

57

«Na toll», sagte sie, schlang ihren Arm um seinen Körper und legte den Kopf an seine Brust. «Vielleicht sollte er sich für das Bürgermeisteramt bewerben.»

«Ich glaube, er ist mehr der Handelskammer-Typ.» Sebastián lachte, aber Lydia konnte nicht mitlachen. Sie schwiegen einen Augenblick, dann sagte Sebastián: «La Lechuza.»

«Was?»

«Das ist sein Name.» *Die Eule.*

Jetzt konnte sie lachen. «Im Ernst?» Sie setzte sich auf, um ihm ins Gesicht schauen zu können, um herauszufinden, ob er sie auf den Arm nahm. Manchmal erzählte er ihr Unsinn, um zu testen, wie leichtgläubig sie war. Aber diesmal sah er ganz unschuldig aus. «Die Eule? Das ist ja ein schrecklicher Name.» Sie lachte wieder. «Eulen sind doch gar nicht furchteinflößend.»

«Was meinst du damit? Eulen sind furchteinflößend», sagte Sebastián.

Sie schüttelte den Kopf.

«Huh!», machte er.

«Oh mein Gott, hör auf damit.»

Er griff in ihr Haar, und sie fühlte sich so sicher und geborgen an seiner Brust. Sie roch den Rotwein in seinem Atem.

«Ich liebe dich, Sebastián.»

«Huh!», machte er wieder.

Sie lachten beide. Sie küssten sich. Sie ließen den Wein auf dem Tisch stehen.

58

Erst viel später in jener Nacht, als Lydia im Schein der Lampe zu lesen versuchte, die nur ihre Seite des Bettes beleuchtete, als Sebastián auf seiner Seite mit dem Kopf auf dem nackten Arm längst eingeschlafen war und sein Schnarchen wie ein weicher, vertrauter Schleier im Zimmer schwebte, spürte Lydia, wie sich in ihrem Bewusstsein etwas Beunruhigendes regte. Etwas, das Sebastián gesagt hatte. *In einem anderen Leben hätte er Bill Gates werden können.* Sie klappte ihr Buch zu und legte es auf den Nachttisch.

In einem anderen Leben. Die Worte hallten unangenehm in ihr nach.

Sie schlug die Decke zurück und schwang ihre Beine über die Bettkante. Sebastián regte sich, wachte aber nicht auf. Ihr übergroßes T-Shirt bedeckte kaum ihren Hintern, die Füße wurden auf den mondbeschiedenen Fliesen des Flurs ganz kalt. Sie ging in die Küche, zum Tisch, an dem sie drei oft zu Abend aßen. Sein Rucksack stand da, der Reißverschluss war nicht ganz zugezogen. Sie holte seinen Laptop heraus und schaltete das Licht über dem Herd an. Im Rucksack lagen einige Notizbücher und Aktenordner mit Fotos und Dokumenten darin.

Lydia hoffte so sehr falschzuliegen, aber irgendwie wusste sie genau, was sie finden würde, schon bevor sie darauf stieß. Fast zuunterst in einem Stapel Fotos im zweiten Ordner: Da, an einem Tisch auf einer Terrasse mit einigen anderen Männern, saß der Mann, der ihr ans Herz gewachsen war. Der breite Schnurrbart, die auffällige Brille. Keine Frage, wer La Lechuza war. Nach dem Wein und dem Kuchen und dem Abendessen

im Restaurant hatte sie noch immer den Geschmack seiner Pralinen auf der Zunge.